P.o.germ.
1417
wyd-3

P. o. germ.

Steinberger

1417 no yd

(3

P.O. germ. 1417 m yd

Aus Bayerns Vergangenheit.

Erzählungen aus der Geschichte und Sage unseres Vaterlandes.

Für Haus und Schule verfaßt

von

Dr. Alphons Steinberger.

Dritter Band.

Aus dem Ende der mittleren und aus der neueren Geschichte.

Regensburg 1894.

Nationale Verlagsanstalt Buch- u. Kunstdruckerei
Act.-Ges. (vorm. G. J. Manz) München-Regensburg.

847k

Nationale Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz in Regensburg.

Neue Erzählungen für Volk und Jugend

von **Wilhelm Herchenbach.**

100 Bändchen, jedes mit 2 Farbendruckbildern. 8. cart. u. geh. 1 M.

1. Unter den Rothhäuten.
2. Die Krystall-Höhle. Eine Geschichte aus der Steinzeit.
3. Der Bannerherr von Luxemburg. Eine luxemburgische Volkssage.
4. Der Ritter Hugo von Heringen.
5. Nero.
6. Meister Hildebrand.
7. Die Bataver. Historische Erzählung.
8. Der Erbprinz.
9. Armin.
10. Die Spinnerinnen.
11. Der Müller von Eltville.
12. Der große Zaar.
13. Der Oberhof.
14. Der Edelherr von Elbroich.
15. Der gefangene Erzbischof.
16. Ein Ende mit Schrecken.
17. Kaatje von Alkmaar.
18. Die unglücklichen Brüder.
19. Linus.
20. Der Verurtheilte von Granada.
21. Juanita, die Zigeunerkönigin von Granada.
22. Corina.
23. Die letzten Seufzer des Mohrenkönigs.
24. Das Verbrüderungsfest.
25. Eine neue Welt.
26. Der Stern von Ecija.
27. Der gestohlene Schatz.
28. Domitian und die Todtengräber in den Katakomben.
29. Das Hagelkreuz.
30. Der Geiger von Echternach.
31. Daria und Chrysanthus.
32. Die Burg Rabenstein in den Ardennen.
33. Der Würgengel zu Köln.
34. Die Reisen und Abenteuer eines Laienbruders.
35. Die Branntweinpest
36. Die Nesselsteiner.
37. Das Testament.
38. Die Lügner.
39. Heinrich von Schöneck.
40. Tante Rosel.
41. Roderich und Schwanhilde. — Das zerstörte Lebensglück.
42. Das Brandmal.
43. Auf der Lüneburger Haide.
44. Der Alterthümler.
45. Ein österreichisches Kaiserpaar.
46. Die Verstoßenen.
47. Der Heidenthurm.
48. Christel.
49. Stephan Holy.
50. Ferdinand und Isabella.
51. Die gestohlene Uhr.
52. Glück im Unglücke.
53. Unter'm Christbaume.
54. Die Waise in Barcelona.
55. Claas, der rothe Republikaner.
56. Der Todtenkopf.
57. Hans Nagelfluh.
58. Jan van Werth.
59. Der Schulmeister von Hilpertshausen.
60. Die Burg am See.
61. Die beiden Ulanen.
62. Callistus.
63. Erlebnisse eines Handelsmannes.
64. Johannes Ebermann.
65. Der Waffenschmied von Solingen.
66. Andreas Hofer, der Sandwirth von Passeir.
67. Gabriel von Grupello.
68. St. Cäcilia.
69. Die schwarze Maria.
70. Der letzte Madauenhäuptling.
71. Die Kaimantöterin auf Florida.
72. Die Landsknechte in Rom.
73. Die Waise von Whitby.
74. Am Fährhause.
75. Der Schatz am Brunnen.
76. Mausberg und Compagnie.
77. Der Donnerbub.
78. Woronzoff, der Nihilisten-Chef.
79. Schicksale eines Malers.
80. Die Franzosen in Kaiserswerth.
81. Die Trauung im Kerker.
82. Die Felsenmühle.
83. Sebastian.
84. Tomara.
85. Im Spreewalde.
86. Abelung, der Zwergenkönig.
87. Geld und Sterne.
88. Die Seufzerbrücke in Venedig.
89. Eine Mutter und sieben Kinder.
90. Der Findling von Nürnberg.
91. Ellen Hanny.
92. Der Sonnenbauer.
93. Graf Florentin von Hachhausen.
94. Harte Köpfe und fleißige Leute.
95. Bilhildis.
96. Auf der Barbaraburg.
97. In der alten Königsstadt Toledo.
98. Der Graf von Knippstein.
99. Der Handwerksmeister.
100. Arbeit bringt Segen.

GEORG BRUNNER, NÜRNBERG.

Im heiligen Kampfe.

Aus Bayerns Vergangenheit

Erzählungen

aus der

Geschichte und Sage unseres Vaterlandes.

Für Haus und Schule verfaßt

von

Dr. [illegible]

Dritter Band.

Aus dem Ende der mittleren und Aus der neueren Geschichte.

Regensburg 1904.
Nationale Verlagsanstalt Buch- und Kunstdruckerei A.-G.
(vorm. G. J. Manz)
München-Regensburg.

Im heiligen Kampfe.

Aus Bayerns Vergangenheit.

Erzählungen

aus der

Geschichte und Sage unseres Vaterlandes.

Für Haus und Schule verfaßt

von

Dr. **Alfons Steinberger.**

Dritter Band.

Aus dem Ende der mittleren und aus der neueren Geschichte.

Regensburg 1894.
Nationale Verlagsanstalt Buch- und Kunstdruckerei Act.-Ges.
(vorm. G. J. Manz)
München-Regensburg.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck der „Nationale Verlagsanstalt Buch- und Kunstdruckerei Act.-Ges. München-Regensburg“.

Vorwort.

Die beifällige Aufnahme, deren sich meine bisherigen Erzählungen aus der älteren und mittleren Geschichte Bayerns zu erfreuen hatten, ermutigte und ermunterte mich, auf der einmal betretenen Bahn rüstig fortzuschreiten und auch die neuere Zeit in Angriff zu nehmen.

Wie weit es mir nun auch in diesem dritten Bändchen gelungen ist, in Bezug auf Auswahl und Behandlung des Stoffes, wenigstens im Großen und Ganzen das Richtige zu treffen, muß ich selbstverständlich der wohlwollenden Beurteilung der Leser überlassen, wobei ich mir der Schwierigkeit, gerade bei derartigen Arbeiten den Anforderungen und dem Geschmacke aller gerecht zu werden, nur allzugut bewußt bin.

Sei dem aber, wie ihm wolle, jedenfalls wird dem Verfasser dieser Erzählungen das Bewußtsein, auch seinerseits mit den ihm von Gott beschiedenen Kräften an der Hebung und Förderung idealer Gesinnung und Denkungsart, ganz besonders aber an der Stärkung der Vaterlandsliebe mitzuwirken, Genugthuung und innere Befriedigung gewähren.

Und somit sei denn auch dieser dritte Band — für die nächste Zeit wenigstens der Abschluß meiner Arbeiten auf diesem Gebiete — gleich den früher auf die Wanderschaft geschickten Brüdern der freundlichen Aufnahme eines jeden Bayern empfohlen!

Regensburg, Ostern 1894.

Dr. A. Steinberger.

Inhalt.

		Seite
Vorwort		III
I.	Der fremde Ritter	3
II.	Der letzte Abensberger	19
III.	Das Testament	37
IV.	Um eine Königskrone	43
V.	Träume sind Schäume	65
VI.	Im heiligen Kampfe	97
VII.	Aus Nacht zum Licht	138
VIII.	Die weiße Frau. (Nach einer Sage)	146
IX.	Auf der steinernen Brücke zu Regensburg	160

I.

Der fremde Ritter.

In all seiner Pracht war der Frühling in die Lande gezogen und Berg und Thal schmückte er wieder auf das freigebigste mit seinen Gräsern und Blumen.

Aus den Kelchen der blühenden Bäume sogen die fleißigen Bienen ihre honigsüße Speise und in den Wäldern hielten die Vöglein ihre fröhlichen Konzerte ab.

Auf dem Söller eines stattlichen Schlosses bei Innsbruck weilte in Gesellschaft eines älteren Mannes ein Mädchen von schlankem Wuchse und edlen, feinen Gesichtszügen.

Nicht aber wie sonst verrieten dieselben den heiteren Ausdruck jugendlichen Frohsinns, sondern um den Mund lagerte eine gewisse Wehmut und die Lider der dunklen Augen erschienen etwas gerötet, gleich als wenn sie bereits heimliche Thränen vergossen hätten.

Kunigunde, die einzige Tochter des deutschen Kaisers, Friedrichs III., weilte bereits seit dem Herbste des vorigen Jahres bei ihrem Oheim, dem Herzoge Sigismund von Österreich-Tirol, und sie hatte den Aufenthalt daselbst so lieb gewonnen, daß ihr der Gedanke einer Trennung schwer auf das Herz fiel. Und dennoch rückte die Zeit dieser Trennung näher und näher, ihr kaiserlicher Vater wünschte angelegentlich die Heimkehr seines Lieblingskindes nach Wien in die Hofburg.

„Liebe Nichte," sprach der Herzog, seine Hand traulich auf die Schulter des Mädchens legend, „vor wenig Tagen erst habe ich einen Kurier an Seine Majestät nach Wien gesandt, um noch Aufschub deiner Abreise für eine Woche zu erbitten."

„Wie gütig du bist," erwiderte die Prinzessin mit freudestrahlenden Augen, die Rechte des Oheims mit beiden Händen umschließend, „einen Herzenswunsch, was soll ich's leugnen, erfüllst du mir dadurch! Atmet doch in deinem schönen, von schneebedeckten Bergen umschlossenen, gleichsam von ihnen geschützten Lande die Freiheit und ungeschminkte Natur, Volk und Fürst lebt mitsammen in Eintracht und Frieden, kein ängstlicher Zwang, nicht steife Etikette noch streng abgemessenes Ceremoniell, wie es bei uns am Wiener Hofe Tag für Tag zu herrschen pflegt, schränkt hier in der herrlichen Alpenwelt die schönen Regungen der ungefesselten Seele ein und die Empfindungen der

jungen Brust dürfen sich frei, wie die Stimme des Vogels, der Außenwelt kundgeben.“

Mit sichtlichem Wohlgefallen hörte der Herzog die begeisterte Lobrede von den Lippen seiner schönen Nichte auf das Land Tirol erschallen.

„Ich kann dir nicht unrecht geben,“ bemerkte er nach einigem Stillschweigen, „das Leben an dem kaiserlichen Hofe zu Wien könnte auch mir auf die Dauer unmöglich zusagen! Der Ritter aus München, mein gegenwärtiger lieber Gast, ist derselben Ansicht, wie ich mich erst neulich überzeugt habe.“

„Ist er das?“ fragte Kunigunde lebhaft, ihr Antlitz, das plötzlich ein leichtes Rot bis an die Schläfen überhauchte, zur Seite neigend und mit den Fingern die purpurnen Blättchen einer Primel, welche sie eben in der Hand hielt, fast mechanisch zerpflückend.

„Gewiß,“ entgegnete der Oheim lebhaft, „er bemerkte sogar betreffs deines Aufenthaltes in Tirol . . .“

„Nun?“ forschte die Prinzessin mit fast ungeduldiger Neugierde, „was bemerkte der Ritter?“

„Daß er der gnädigsten Kaiserstochter noch recht sehr einen längeren Urlaub in meinem Lande wünschen würde.“

„Nicht wahr,“ versetzte Kunigunde mit gesteigerter Lebhaftigkeit, „ein jeder, der es gut mit mir meint, vergönnt mir die unschuldige Freude?“

„Das wollte ich meinen,“ erwiderte Herzog

Sigismund lächelnd, „und besonders der fremde Ritter . . .“

„Der „fremde“ Ritter, ein — verzeihe, bester Oheim, — häßliches Wort! Du weißt, ach, stelle das doch nicht in Abrede, gewiß seine Herkunft und seinen Namen und im übrigen, dünkt mich, ist er uns kein Fremder! Seine edle Denkungsart, seine hohe Bildung, die große Herzensgüte, welche fast aus jedem seiner Worte spricht, macht mir den „fremden“ Rittersmann aus Bayern — o, verzeihe mir diese Aufrichtigkeit, liebster Oheim, — zu einem guten, trauten Freunde, mit dem mich ein inneres Band so fest verbindet, als hätte ich ihn schon von Kindheit an gekannt und lieb gehabt.“

Mit einer Art von freudiger Überraschung blickte der Herzog von Tirol in das jugendschöne Antlitz der Kaiserstochter.

Eben war er im Begriffe, dieser seiner Empfindung die entsprechenden Worte zu leihen, als sich hinter ihm eine wohlklingende, männliche Stimme vernehmen ließ.

„Hier also treffe ich den Herrn Herzog,“ sprach der Eintretende, eben jener fremde Ritter aus dem Bayernlande, heiteren Tones, „und auch Euch, gnädigstes Fräulein, darf ich hier auf diesem schönen Aussichtsplätzchen begrüßen, fürwahr, ein doppeltes Glück!“

Der Herzog sowohl als die Prinzessin hießen den Ankommenden auf das beste willkommen, besonders die letztere zeigte eine heitere, fast kind-

liche Freude; denn der große Pergamentband, welchen der Ritter unter dem Arme trug, belehrte sie, daß seine Ankunft die Erfüllung eines längst gegebenen Versprechens bedeute.

„Wie hübsch," rief Kunigunde freudig, „Ihr habt wohl gar den „Schwanenritter" mitgebracht?"

„So ist es," erwiderte der Gefragte, das mächtige, in einen prächtigen Einband gehüllte Buch auf die getäfelte Tischplatte, die sich in nächster Nähe befand, legend; „ein wahres Glück, daß ich's noch rechtzeitig aus München erhielt, bevor Ihr, gnädigstes Fräulein, aus diesem Kreise scheidet."

Der Gast aus Bayern hatte die letzteren Worte mit gedämpfter, fast wehmütig erklingender Stimme gesprochen.

„So weiß also der Herr Ritter," fragte die Prinzessin mit freudig blickenden Augen demselben voll ins Gesicht sehend, „noch nicht, daß mein gütiger Oheim mir noch weiteren Urlaub bei meinem kaiserlichen Vater erwirken will? Der Herzog sandte, wie er mir soeben mitteilte, vor wenigen Tagen einen Kurier nach Wien, um jenem Ansuchen noch stärkeren Nachdruck zu verleihen."

„Wirklich?" versetzte der Ritter mit freudigem Erstaunen, dabei einen vielsagenden Blick auf den Herzog werfend, den dieser mit eben so bedeutungsvoller und verständnisinniger Miene zurückgab. „In diesem Falle," fuhr er fort, „wird es nicht

schwer fallen, jene Dichtung vom „Schwanenritter“, 's ist nämlich die Sage in Versen geschrieben, in den nächsten Tagen zum Vortrage zu bringen.“

„In den nächsten Tagen erst,“ rief die Prinzessin unmutsvoll, „warum nicht früher, warum nicht heute?“

„Heute?“ fragte der Ritter, „wie, gnädigstes Fräulein, Ihr wolltet heute noch die Dichtung hören?“

„Gewiß,“ entgegnete Kunigunde, einen bittenden Blick zugleich auf ihren Oheim richtend.

„Thut ihr den Gefallen, Herr Ritter,“ sprach dieser verbindlich, „Ihr glaubt kaum, welch förmliche Begeisterung meine kaiserliche Nichte den Werken der Dichtkunst entgegenbringt. Mich selbst aber bitte ich für die nächste Zeit zu beurlauben, mein Kanzler harrt im Arbeitszimmer sicher schon längst der Ankunft des Landesherrn.“

Mit freundlichem Händedruck verabschiedete sich der edle, leutselige Herzog Sigismund von seiner Nichte und dem Ritter, diesem noch im letzten Momente einige offenbar inhaltsvolle und ermutigende Worte zuflüsternd.

Nach wenigen Augenblicken sah sich Kunigunde mit dem Ritter allein; es herrschte Stillschweigen, von Zeit zu Zeit nur vernahm man den Laut eines Vogels, der aus dem nahen Walde herüberdrang.

Der Ritter aber öffnete den silbernen Verschluß des Buches, schlug dasselbe auseinander und da, wo eine feine, kunstvoll ausgeführte

Miniaturmalerei den Beginn eines neuen Abschnittes auch äußerlich andeutete, begann er zu lesen:

Am Alpsee, an der Grenze, wo Tirol
Sich scheidet von dem schönen Bayernland,
Lebt' eine Jungfrau einst, an Tugend reich
Und reich an Schönheit und an äußerem Glanz.
Von ihrer Burg, die wie ein Edelstein
Herniederleuchtete in das Gefild,
Herrscht' mächtig über weite Lande sie.

Ihr Oheim aber ward von Neid erfüllt
Bei dem Gedanken, daß, dereinst vermählt,
Sie könnt' vererben einem fremden Stamm'
Das reiche Land mit seinen Schätzen all:
Deshalb sann er in seiner schwarzen Brust
Auf List und Trug, wie er die Jungfrau könnt'
Berauben ihres Landes samt der Burg.

Er sann und sann und endlich fand den Weg
Der Bösewicht zum Sturz der edlen Maid.
Als eines Abends sie, — der Mond gerad'
Zog überm Waldessaum herauf und taucht'
In Silber alles, was erreichen konnt'
Mit seinem Lichte er, — vom Söller aus
Hinabsah in das schlummermüde Thal,
Ein Liedchen singend, wie es einst gelehrt
Die Mutter sie, längst liegend in der Gruft:
Bemerkt' der Oheim sie und blitzesschnell
Hatt' ausgedacht er den verruchten Plan.

Vorm Kaiser klagt' er wenig Tage drauf,
In dessen Pfalz erscheinend, keck die Maid
Des Zaubers an, des höllischen Verkehrs
Mit Nachtgespenstern, mit dem falschen Mond,
Der treu dem Orte nicht, noch der Gestalt.

Der Kaiser hört den Kläger staunend an
Und wenn er auch demselben möchte gern
Verwehren seine unerhörte Klag',
Muß dennoch handeln er nach dem Gesetz.

„Ein Gottesurteil werde anberaumt,"
Nach kurzer Srist des Kaisers Spruch befiehlt,
„Bevor der nächste Mond sich rundet wiederum!
Ist rein die Magd von aller Schuld und Fehl',
Wird Gottes Arm sie schützen in dem Streit:
Hat sie jedoch vergangen sich, gebuhlt
Mit bösen Geistern aus der Hölle Schlund,
So soll bestraft sie werden mit dem Tod!"

Die arme Jungfrau, keiner Schuld bewußt,
Sieht sich verlassen plötzlich und geweiht
Dem sicheren Verderben, wenn da nicht
Ein Wunder sie errettet aus der Not.
Der Tag erscheint, wo vor dem Kaiser sie
Beweisen soll des Klägers falschen Eid,
Beweisen, daß Verleumdung nur es sei,
Die giftigen Zahns an ihrer Ehre nagt.

Ein Bild der Schönheit, wie aus Himmels Höh'n
Herniederschwebend auf die sündige Erd',
Naht sie des Kaisers Thron und, neigend tief
Vor ihm das schöne, goldumlockte Haupt,
Erklärt sie mit der Unschuld reinem Blick,
Daß nur ein Opfer sie der Lüge sei.

Da tritt der Kläger vor im Panzerkleid,
Die Rechte auf des Schwertes Griff gestützt,
Und mit der Linken haltend fest den Schild:
„Was ich gesagt, das ist die Wahrheit nur!
So fest des Himmels Dach gewölbt sich zeigt,
Und du, Herr Kaiser, in dem Reich regierst
Mit mächtigem Arm, ein Hort dem guten Recht:

So fest steh' ich für meine Klage ein,
Bereit allhier, mit meinem scharfen Schwert
Zu züchtigen den, der mich der Lüge zeiht!"

Da steht der Kaiser auf: „O Herr des Lichts,
Der du allwissend und allsehend bist:
Entscheide du den Streit! Des Menschen Aug'
Dringt nimmer durch des Zweifels finstere Nacht!
Wer ist bereit von euch, ihr Mannen all,
So frag' ich jetzt als Herr des deutschen Reichs,
Für dieser Jungfrau Unschuld einzusteh'n,
Im Zweikampf zu verfechten mit dem Schwert
Die Wahrheit ihrer Worte und ihr Recht?"

Der Kaiser spricht es, laut erschallt sein Wort,
Doch bange Stille nur herrscht ringsherum.
Das zweite Mal erhebt er seine Stimm', —
Auch sie verhallt, es regt sich keine Hand.
Zum dritten Male denn: Da, horch, ein Klang
Dringt her vom See, als wenn ins Hifthorn stößt
Der Jäger in dem dunkelgrünen Wald.

O schaut, welch Wunder zeigt sich dort: ein Kahn,
Von einem Schwan, weiß wie der Schnee geführt,
Zieht sanft einher auf blauer Spiegelflut!
Und in dem Kahne steht ein Rittersmann,
Gehüllt in eine Rüstung glänzend hell,
Und auf dem Haupte einen Silberhelm,
Gekrönt von einem Schwan aus rotem Gold.

So steht der unbekannte Ritter da,
Ein Bild der Schönheit und der Tapferkeit,
Bereit, zu kämpfen in dem Gottesstreit.
Wie schrickt zusammen doch des Klägers Herz
Beim Anblick dieses Helden unbekannt!
Zurück möcht' nehmen er den falschen Eid,
Jedoch zu spät: denn schon wird abgesteckt
Der Raum zum Kampfe für der Unschuld Sieg.

Wohl ist's ein hartes Ringen, Schild an Schild
Steh'n lang die beiden Gegner dicht gedrängt,
Bemüht ein jeder, zu erspäh'n die Stell',
Wo sich des Schwertes Spitze könnte tief
Ins Herz des Feindes bohren; da, ein Schrei,
Hervorgestoßen aus der wunden Brust,
Und dumpfen Falles stürzt der Kläger hin,
Bekennend mit des Atems letztem Rest,
Daß ihn getroffen Gottes Arm gerecht.

Der unbekannte Ritter aber freit
Um jener Hand, die er errettet hat
Durch seinen Arm aus der Verzweiflung Nacht,
Und voll des Dankes sagt die Jungfrau zu.
„Um eins nur sei gebeten, holde Maid,"
Der Ritter spricht, als sie sein junges Weib
Geworden am Altar durch Priesters Hand,
„O frage nie, aus welchem Land ich kam!
Sollst du vergessen dieser Bitte mein,
Wirst du zerstören unser stilles Glück!"

Betroffen hört's die junge Frau, doch rasch
Reicht sie dem Gatten ihre Hand zum Bund,
Daß gerne sie erfülle seinen Wunsch.

Der Jahre manches war dahingerollt
Seit jenem Tage, wo der Unschuld Sieg
So herrlich ward erfochten in dem Kampf.
Da nahte plötzlich wie mit Geisterschritt
Das Unglück und der schöne Traum zerrann.

Bethört von eitlem Wissensdrang, den nur
Der Neugier schnöde Lust in ihr gebar,
Versucht das Weib durch süßes Schmeichelwort
Vom Gatten zu erfahren, wer er sei,
Aus welchem Lande er gekommen denn?

Da springt empor, in tiefster Brust erschreckt,
Der Ritter und, — ob auf den Knieen auch
Verzeihung von dem Gatten sie erfleht, —
Er drängt, indes ein Thränenquell benetzt
Das männlich schöne Antlitz, sie zurück.
„Leb' wohl," ruft er, „auf Nimmerwiedersehn,
Wie bald, ach, hast du unser Glück zerstört!"

In Nacht versinkt der Armen Blick und als
Sie wieder wie aus bösem Traum erwacht,
Ist fort der Ritter auf demselben Kahn,
Den einst der Schwan gezogen übern See
Und keines Menschen Auge sah ihn mehr.

Der Ritter aus Bayern hatte den Vortrag der Dichtung beendigt; indem er sich vor seiner hohen Zuhörerin verneigte, hob er den einen der schweren Deckel des Buches empor und schloß damit dieses selbst zu. Kunigunde aber war von dem eigenen Inhalte der Dichtung mächtig erregt worden und nach einer geraumen Zeit sah sie mit träumenden Blicken in die stille Landschaft hinaus.

Dann aber richtete sie sich plötzlich lebhaft empor. „Herzlichen Dank," rief sie, ihre Hand dem Ritter freundlich entgegenstreckend, „herzlichen Dank für den schönen Genuß, den Ihr mir durch das Vorlesen der Dichtung bereitet habt. Also in Euerem Lande, so glaubte ich wenigstens aus dem Anfange des Gedichtes entnehmen zu können, spielt diese Sage von dem „Schwanenritter"?"

„So ist es, gnädigstes Fräulein," erwiderte der Gefragte; „im Gebiete der Reichsherrschaft Hohenschwangau, wo der Lech sich durch die Felsen-

wände zwängt, soll vor hundert und aber hundert Jahren dieses merkwürdige Begebnis sich ereignet haben."

„Übrigens," nahm die Prinzessin nach einer kleinen Pause das Gespräch wieder auf, „möchte ich es jener Jungfrau durchaus nicht so hoch anrechnen, weil sie sich sehnte, endlich nach Jahren Name und Herkunft des ihr angetrauten Gemahls zu erfahren! Die Art und Weise, auf welche er sie für ihre verzeihliche Neugierde bestrafte, finde ich ungerecht, ja geradezu grausam!"

Die Prinzessin hatte sich im Verlaufe des Gespräches immer mehr zu einer gewissen Wärme und Erregung in Ton und Haltung hinreißen lassen, ihre Absicht, durch einen Tadel des „Schwanenritters" dem Inkognito des „Herrn aus Bayern" selbst eine leichte Rüge zu erteilen, konnte unschwer bemerkt werden.

Dieser selbst fühlte nur zu gut, wohin die Tochter des Kaisers mit ihrer Rede eigentlich zielen wolle, und er freute sich darüber im Grunde des Herzens: mußte er ja gerade hierin die fast sichere Gewähr für die Thatsache erblicken, daß ihr seine Person nicht gleichgültig sei. Und so war es auch wirklich; Kunigunde hatte, so sehr sie sich's auch selber verhehlen wollte, bereits eine tiefe, auf Achtung und Bewunderung der edlen Eigenschaften jenes Mannes gegründete Neigung zu dem fremden Ritter in ihrem reinen, unschuldsvollen Herzen gefaßt.

Schwer mußte ihr, das sah sie mit Wehmut voraus, nicht nur der Abschied von ihrem Oheim und seinem schönen Lande werden, auch die Trennung von dem werten Gaste, dessen eigentlichen Namen und Stamm ihr der Herzog trotz wiederholter Bitte stets hartnäckig verweigerte, sollte ihr Herz in arge Betrübnis versetzen.

„Es giebt Verhältnisse," ergriff der Ritter nach einigem Stillschweigen wieder das Wort, „die ein wenigstens zeitweises Geheimhalten des Namens, der Herkunft u. dgl. gerade als geboten erscheinen lassen, die ferner . . ."

„Ach, bemüht Euch doch nicht, Herr Ritter," unterbrach die kaiserliche Prinzessin den Redenden aufs neue, „für Eueren Lieblingshelden — ich kann mir ja wohl denken, warum — eine Lanze zu brechen! Wer selber seine Persönlichkeit in ein gewisses Dunkel zu hüllen beliebt, der muß natürlich für eine Figur, wie sie der „Schwanenritter" zu spielen beliebt, ein geradezu schwärmerisches Interesse hegen!"

Kunigunde geriet mehr und mehr in Erregung, währenddem sich in den Mienen des Ritters eine steigende Befremdung oder vielmehr Verlegenheit geltend machte.

Da trat im rechten Augenblicke der Herzog von Tirol durch die von zwei Steinsäulchen gebildete Thür auf den Söller heraus.

Heitere Freude strahlte aus seinem Antlitze, wohl mußte das Schreiben, welches er mit viel-

sagendem Blicke dem Ritter entgegenhielt, die Ursache davon sein.

„Das Jawort ist eingetroffen," flüsterte der Herr von Tirol seinem Gaste zu, der bei diesen Worten große Mühe hatte, den inneren Jubel der Seele zu verbergen. Die Kaiserstochter aber, welche sich, wie sie deutlich erkannte, aufs neue zur Zeugin eines Geheimnisses, oder wenigstens einer geheimen Unterredung gemacht sah, geriet, ganz im Gegensatze zu den beiden Männern, in eine mehr ärgerliche als freudige Stimmung und endlich brach sie, ihrer selbst nimmer Meister werdend, in die Worte aus: „Wieder, scheint es, beliebt man, in Geheimnissen zu kramen und mein Herr Oheim selber ist Bundesgenosse des fremden Herrn Ritters geworden! Nun denn, spielt man auf der einen Seite die Rolle des „Schwanenritters", so will ich die der Jungfrau am Alpsee übernehmen und frage jetzt, die Tochter des deutschen Kaisers, ganz bestimmt und entschieden den fremden Herrn Ritter um seinen Namen, um seine . . ."

„Kunigunde," unterbrach der Oheim, fast erschrocken über die plötzliche Wallung und Erregtheit seiner Nichte, deren Rede, „aber bedenke doch . . ."

„Nichts mehr bedenke ich," entgegnete dieselbe, nur mit Mühe die Thränen zurückhaltend, „endlich, ja, endlich sage ich, will ich wissen, wer dein Gast ist, Oheim!"

„Herr Herzog," fiel nunmehr der Ritter ein, welcher mittlerweile das übergebene Schreiben gelesen hatte, „laßt mich, ich bitte, Euerer kaiserlichen Nichte ihre Frage beantworten!"

Er trat, die tiefe Bewegung, welche sein ganzes Innere ergriffen hatte, nur mit Mühe mehr bemeisternd, dicht vor die erstaunte Prinzessin hin und, das Knie vor der Tochter des Kaisers beugend, sprach er: „Albrecht nennt man mich und der regierende Herzog bin ich von Bayern; nicht aber, teuerste Prinzessin, ziehe ich jetzt von dannen, wie jener Schwanenritter, Ihr müßtet mir denn noch zuvor auch Euererseits eine Frage beantwortet haben!"

Kunigunde war auf diese Worte hin anfangs in eine derartige Verwirrung geraten, daß sie schlechterdings nicht imstande war, gleich darauf die passenden Worte zu finden.

In holder Verlegenheit schlug sie die Augen nieder, während die Hände die gold'ne Kette der Gürteltasche umfaßten; nach einiger Zeit erst und nicht ohne nochmals die Frage von den Lippen des ihr teuren Mannes vernommen zu haben, flüsterte sie fast tonlos: „Was habt Ihr zu fragen, Herzog?"

„Ob Ihr, wann wieder der Frühling kommt, mein Weib, ob Ihr Herzogin von Bayern werden wollet?"

„Mein Vater, Herr Herzog, der Kaiser . . ."

„Giebt seinen Segen," erwiderte der überglück-

liche Oheim freudig, „hier in diesem Briefe die Bestätigung!“

Wiederum antwortete die Prinzessin nichts; aber sie streckte die Hand dem Herzoge von Bayern entgegen und ihre Augen füllten sich — wie selten ist das im Menschenleben der Fall! — mit den Thränen der Freude.

Noch hatte das Jahr kaum seinen Lauf vollbracht, da hielt Kunigunde, die deutsche Kaiserstochter, an der Seite ihres trauten Gemahls, des Herzogs Albrecht IV. von Bayern, der nachmals „der Weise“ zubenannt wurde, ihren feierlichen Einzug in München, der schönen Hauptstadt von Oberbayern; man schrieb eben das Jahr des Heiles 1487.

II.

Der letzte Abensberger.

Die Fastnacht des Jahres 1485 am Hofe des Münchener Herzogs Albrecht IV. des Weisen hatte mehr als je einen heiteren und glänzenden Verlauf genommen. Theater und Tanz, Ritterspiel und Mummenschanz wurde beinahe Tag für Tag in reicher Fülle und bunter Abwechslung geboten und der noch unvermählte Herzog gab sich mit seinen adeligen Freunden all der Kurzweil hin, die gerade an diesen Tagen in erhöhtem Maße gesucht und gefördert wurde.

Eines nur trübte des guten Bayernherzogs fröhliche Stimmung, — wo gäbe es auch einen Menschen und wäre er in Gold und Purpur gekleidet, der auf längere Zeit ein völlig ungestörtes Glück genießen konnte? — nämlich das Verhältnis zu seinem um zwei Jahre jüngeren Bruder Christoph.

Seit langer Zeit zürnte ihm dieser schwer, denn Albrecht habe, so behauptete der streitsüchtige Bruder, ihn seines Rechtes der Mitregierung beraubt und überdies achtzehn Monate lang widerrechtlich in Gefangenschaft gehalten; alle Versuche, die Albrecht seitdem angestellt hatte, um eine wirkliche, aufrichtige Versöhnung herbeizuführen, waren an Christophs Hartnäckigkeit und Rachsucht gescheitert.

Konnte aber, durfte ein Mann wie Albrecht anders handeln, als er damals gehandelt hatte? Nimmermehr! Denn nicht bloß die Sicherheit seines eigenen Lebens, sondern auch die Ruhe und Wohlfahrt des Landes selbst hätte er dabei preisgegeben.

Von seinem treuergebenen Freunde, dem tapferen und hochherzigen Grafen Niklas von Abensberg, hatte er in sichere Erfahrung gebracht, daß Christoph einen förmlichen Staatsstreich plane, ihn vom Throne stoßen und selber die Zügel der Regierung ergreifen wolle. Das aber durfte nie und nimmermehr geschehen; denn Christoph, sein Bruder kannte ihn nur zu gut, war eine leidenschaftliche, mehr dem Kampfe als der Ruhe ergebene Natur, — wie sollte dieser Mann schon vom Standpunkte des allgemeinen Interesses aus die Regierung des bayerischen Volkes in diesen sturmbewegten Zeiten in segensreicher Weise leiten können?

„Laßt es mir über, Herr Herzog," hatte da-

mals der allezeit opferwillige Graf Niklas von Abensberg mit entschlossener Miene erklärt, „ich werde diesen unaufhörlichen Nachstellungen des übermütigen Jünglings ein Ende zu machen wissen, so oder so, aber ich werde mein Versprechen erfüllen.“

Und er erfüllte es auch. Als Christoph mit seinen Forderungen und Drohungen immer offener hervortrat und Gefahr bestand, daß es in der Bürgerschaft selbst zu einem Aufruhr kommen werde, besprach sich Graf Niklas mit einigen wackeren und verlässigen Männern und drang eines Abends in die Wohnung Christophs ein. Der junge Prinz war gerade im Begriffe, ein Bad zu nehmen; als er der Kommenden ansichtig wurde, ahnte er rasch den Zusammenhang der Dinge und wollte, trotzdem er nur notdürftig bekleidet war, rasch durch die Thür der Badstube entfliehen. Graf Niklas aber stellte sich beherzt vor dieselbe und erklärte den Prinzen im Auftrage des regierenden Herzogs für verhaftet.

Anfangs war Christoph derartig überrascht, daß er kein Wort der Entrüstung hervorbrachte, geschweige denn eine Gebärde des Widerstandes machte; dann freilich, als er sich seinen Feinden gegenüber wehrlos sah und diese Anstalt zu seiner Fortführung trafen, brach er in wilde, doch ohnmächtige Verwünschungen aus und in seinem Herzen schwur er allen, welche die Urheber dieses schändlichen Komplotts, wie er glaubte, waren, blutige Rache.

Vierzehn Jahre waren seit jenem Tage verflossen, das Verhältnis der beiden Brüder, mochte es auch äußerlich eine zeitweise Wendung zum Besseren zeigen, war und blieb indessen ein gespanntes und das nagende Gefühl erlittenen Unrechts, verbunden mit der Begierde, dasselbe bei gegebener Gelegenheit auf diese oder jene Weise zu rächen, lebte in Christophs leidenschaftlicher Brust in ungeschwächter Heftigkeit fort und verbitterte ihm wie den anderen das Leben.

„Lieber Graf," sagte an einem jener fröhlichen Fastnachtstage der Herzog Albrecht zu dem Abensberger, „thut mir den Gefallen und bleibt die nächste Woche noch hier!"

„Gnädigster Herzog," erwiderte der Angeredete, „ein längeres Verweilen an Euerem gastfreundlichen Hofe möchte mit Recht als ein Mißbrauch der Güte erscheinen! Seit vollen vier Wochen bin ich mit samt meinen Leuten Euer Gast, es ist wirklich höchste Zeit . . ."

„Nein, nein," erwiderte Albrecht lebhaft, „ich lasse Euch nicht fort! Kommt, wir wollen in den Tanzsaal zurückkehren, hört nur, was für lustige Weisen eben die Musikanten aufspielen! Aber was ist Euch denn auf einmal, Ihr seid ja ordentlich blaß und zittert förmlich!"

„Ich weiß nicht," entgegnete Graf Niklas, tief Atem holend und nur mit Mühe die gewaltige Erregung seines Inneren verbergend, „aber mir war es eben, als ob jene Maske dort, seht Ihr,

die mit dem roten Mantel und dem Visier vor den Augen, uns heimlich belauscht hätte! Am Ende ist es Herzog Christoph, Euer Herr Bruder, gewesen!“

„Was fällt Euch ein,“ rief Albrecht lachend, „ich glaube, daß der Cyprierwein die Sehkraft Euerer Augen trübt und Euch, wie's in der Wüste vorkommen soll, falsche Bilder, die gar nicht existieren, vor die Seele zaubert! Mein Bruder hier auf dem Maskenball? Da muß ich lachen! Christoph weilt seit drei Wochen in Wolfratshausen draußen und er denkt gar nicht ans Hierherkommen, weiß auch, warum.“

„Trotzdem,“ ergriff der Herr von Abensberg neuerdings das Wort und zwar in viel entschiedenerem Tone als vorhin, „muß ich unterthänigst auf meiner Bitte bestehen, daß mich der Herr Herzog übermorgen nach meiner Burg zurückkehren lasse; eine Ahnung, die auf einmal, ich weiß gar nicht, woher das kommen mag, in meiner Brust aufsteigt, sagt deutlich, daß mir ein Unheil bevorstehe.“

„Eine nette Fastnachtsstimmung,“ rief jetzt der Herzog Albrecht etwas ärgerlich aus, „fürwahr, ich möchte Euch fast einen Narren schelten oder . . .“

„Verzeihung, gnädigster Herr, aber ich kann nicht anders!“

„Meinetwegen, thut, was Ihr wollt! Aber jetzt zurück in den Festsaal, vielleicht vertreibt Euch Tanz und Gesang diese einfältigen Grillen!“

* *
*

Der gute Graf von Abensberg hatte sich aber nicht getäuscht und Herzog Christoph war wirklich in der Maske eines französischen Ritters auf dem Feste seines Bruders gewesen; er hatte daselbst seinen Todfeind nicht nur gesehen, sondern auch die Zeit von dessen Abreise nach Abensberg erfahren. Da ihm seine Anhänger den Glauben beigebracht hatten, als stehe ihm von seiten seines Bruders neuerdings eine Verhaftung bevor, so brachte Christoph, argwöhnisch wie er war, die lange Anwesenheit des Abensbergers am Hofe des Münchener Herzogs mit jener Angelegenheit sofort in Verbindung und sein Ingrimm über den verräterischen Grafen kannte keine Grenzen mehr.

„Diesmal," murmelte er zwischen den Zähnen, „werde ich ihm das Spiel verderben; nicht zum zweitenmal sollst du einen Herzog Christoph meuchlings überfallen und gebunden seinen Feinden ausliefern!"

Noch in der Nacht ritt der Prinz auf seinem Renner nach Wolfratshausen zurück, um die erforderlichen Anstalten zu treffen; wilde Rachlust blitzte aus seinen Augen, die Stunde der Vergeltung war gekommen.

Herzog Albrecht hatte unterdessen seine Bemühungen, den ihm teuren Freund noch länger bei sich zu behalten, keineswegs aufgegeben. In demselben Maße, womit sich bei dem Grafen die Sehnsucht nach baldigster Rückkehr auf seine Burg geltend machte, äußerte sich beim Herzoge das

unbestimmte, aber nur desto bangere Gefühl von einem bevorstehenden unheilvollen Ereignisse, das in erster Linie seinen Gast betreffen würde. Jedoch die lebhaftesten und dringendsten Vorstellungen des Herzogs scheiterten an dem hartnäckigen Widerstande, den ihm der Graf entgegensetzte.

So ließ denn Albrecht den treubewährten Freund von dannen ziehen, doch es kam ihm schwer genug an. Der Graf von Abensberg selber war beim Scheiden aufs tiefste ergriffen und ein über das andere Mal vertröstete er den Herzog und sich auf baldiges Wiedersehen.

„Im Laufe des Sommers," sprach er, „spätestens im Herbste will ich mit Freuden Euerer Einladung folgen und wieder bei meinem gütigen Wirte absteigen; bis dahin wird der Bau der herrlichen Frauenkirche, den Euer Bruder Sigmund so sehr begünstigt, wieder um ein Beträchtliches gefördert sein und die beiden Türme mit ihrem kühnen Gerüstbau werden wohl schon von Freising aus sichtbar sein."

Es war ganz eigentümlich: doch als der Graf den Namen der altehrwürdigen Korbiniansstadt aussprach, machte sich in der Brust des Herzogs wieder der dringende, sehnsüchtige Wunsch geltend, seinen Gast noch zurückzuhalten, ihn an der Abreise zu hindern; aber von der Aussichtslosigkeit eines solchen Unternehmens im voraus überzeugt und fürchtend, sich mit einem nochmaligen Ansuchen nach dieser Richtung hin am Ende lächer-

lich zu machen, schwieg Albrecht und ließ den Abensberger nach einem letzten, herzlichen Abschiede mit seinem Gefolge von dannen ziehen.

Noch lag die Natur draußen fast durchwegs im Winterschlafe, denn man zählte erst den letzten Hornung des Jahres 1485 und der Winter war in diesem Jahre besonders streng und unfreundlich gewesen.

Von den Feldern und Wiesen war zwar der Schnee schon weggeschmolzen, hier und da zeigte sich sogar ein grünes Blatt, das aus dem feuchten Boden hervorkeimte und an einzelnem Strauch- und Buschwerk kamen bereits junge Triebe hervor: aber das war auch alles. Kein Vogelruf schallte lustig vom Baume herab und keine Biene summte um die duftenden Blumenkelche. Die Landschaft trug noch durchaus das düstere Gepräge der Einsamkeit und Verlassenheit und wenn auch hier und da ein Rabe mit heiserem Krächzen über die schwarzbraunen Äcker dahinstrich, so diente dessen Erscheinen nur dazu, jenen Eindruck in noch verstärktem Maße zu erhöhen.

Es mochte gegen die sechste Abendstunde sein, als von München her auf der Straße nach Freising sich ein Trupp von etwa einem Dutzend, meist geharnischten Reitern dem letzteren Orte zubewegte. Voraus ritten einige schwerbewaffnete Reisige, dann kamen drei Ritter, in ihrer Mitte der Graf Niklas von Abensberg, hinter denselben der Rest des Zuges, wieder mit Schwert

und Lanze, Helm und Panzer ausgerüstete Knechte.

Kaum waren die vordersten dieses Zuges aus einem von Freising etwa eine Stunde entfernten Gehölze herausgekommen und auf die breite Fahrstraße gelangt, als ein Knappe, der auf dieses Erscheinen offenbar schon längst im verborgenen geharrt hatte, eiligst sein Roß bestieg und, hinter dem Gebüsche, welches das linke Isarufer dicht umsäumte, möglichst Deckung suchend, in gestrecktem Galopp der Stadt Freising zusprengte.

Daselbst hatte man das Kommen des Boten offenbar schon längst bemerkt, denn die Erwartenden, etwa gegen zwanzig Mann, saßen bereits in voller Rüstung auf ihren Rossen und begaben sich, nachdem der Knappe dem Führer des Zuges, der kein anderer als Herzog Christoph war, kurze Meldung gemacht hatte, in langsamem Ritte, immer hinter den Gebüschen, Senkungen und Hebungen des Ufers sich möglichst verbergend, in die Nähe der Straße, auf welcher der Graf Niklas von Abensberg arglos des Weges kam.

Obgleich derselbe seinen Wunsch nach Heimkehr nunmehr in Erfüllung gehen sah und nur wenige Tage ihn mehr von seinem geliebten Wohnsitze an der Abens trennten, konnte er dennoch dieses seines ersehnten Glückes nicht froh werden. Düstere Ahnungen durchzogen fast unaufhörlich die Seele des Grafen und diese gedrückte Stimmung teilte sich endlich auch seiner ganzen Umgebung

mit; alle ritten sie in finsterem Schweigen auf der Straße dahin und mancher Wanderer, der dem unheimlichen Zuge entweder direkt oder auch nur in gemessener Entfernung begegnete, war froh, denselben bald wieder aus dem Gesichte zu verlieren.

Warum eigentlich hatte der Herr von Abensberg trotz des Drängens seines herzoglichen Freundes München so schnell verlassen? Erwartete ihn zu Hause im Burghofe oder auf der Treppe zum Rittersaal eine jubelnde Kinderschar, oder, wenn dies nicht der Fall, vielleicht die greise Mutter, hocherfreut, den lange abwesenden Sohn wieder in die zitternden Arme schließen zu dürfen?

Nichts von dem entsprach der Wirklichkeit; Niklas von Abensberg hatte sich zwar vor einigen Jahren vermählt, doch die Ehe war bisher kinderlos geblieben und seine Mutter schlief gleich dem Vater schon längst in der stillen Gruft unter der Burgkapelle.

Warum also dieses ihm selber unerklärliche Verlangen nach Heimkehr? Zog ihn eine unsichtbare, gleichsam dämonische Macht dahin oder hatte das Schicksal für ihn ein besonderes Ereignis, ein glückliches oder ein — unglückliches in Bereitschaft?

Während der letzte des Stammes derer von Abensberg sich solchen und ähnlichen Gedanken hingab, wurde er auf einmal durch ein fürchterliches Schreien und Hilferufen aus seinen Träumen aufgeschreckt.

Was mußte er sehen? Die vordersten seiner Reisigen waren unversehens von einem Haufen bis an die Zähne bewaffneter Leute überfallen worden und erwehrten sich eben, schon wälzten sich zwei davon samt den Pferden in ihrem Blute, mit der Kraft der Verzweiflung ihrer Gegner. Aber zur Besinnung oder Betrachtung war jetzt keine Zeit gegeben, denn schon wurde der Graf nebst seinen beiden Begleitern selber wütend angegriffen. Burkhard von Rohrbach und Lorenz Bogner stürzten, kaum daß sie ihre Schwerter gezogen hatten, von mehreren Stichen in Hals und Gesicht, das durch kein Visier geschützt war, tödlich getroffen, alsbald von ihren Pferden hernieder; und während die Nachhut zur Rettung herbeieilen wollte, wurde sie selber bedroht und von ihrem Herrn abgeschnitten. Dieser war durch einen furchtbaren Lanzenstoß aus dem Sattel geschleudert worden; während des Sturzes glaubte er in seiner unmittelbaren Nähe den Herzog Christoph zu erblicken und als der Unglückliche sich emporraffen wollte, entschlossen, von seinem unerbittlichen Gegner selbst die Schonung des Lebens zu erflehen, sah er den ihm wohlbekannten Knappen des Prinzen, den jungen Seitz von Frauenberg, auf sich eindringen.

„Gnade," rief da Graf Niklas in seiner Todesangst, denn er sah, wie sein Gegner ein scharfes Dolchmesser gegen ihn zückte, „ich ergebe mich Euch auf Gnade und Ungnade!"

„So sei es denn Ungnade," zischte der grausame Jüngling und stieß dem Liegenden unterhalb des Panzers den Dolch in den Leib, daß sofort ein Blutstrom hervorquoll und der Getroffene nach kurzem Röcheln auf der Stelle verschied.

* * *

Sieben Jahre waren seit jener That, die im ganzen Bayernlande gerechte Entrüstung hervorrief und den Ruf und Ruhm des Herzogs Christoph arg beeinträchtigte, verflossen; doch diese sieben Jahre hatten dem unruhigen und ehrgeizigen Manne weder den äußeren noch inneren Frieden zu verschaffen vermocht, im Gegenteile: das köstlichste Gut, welches der Mensch besitzen kann, ein gutes Gewissen, besaß Christoph eben nicht mehr und so war er denn elender als mancher Bettler, der an der staubigen Straßenecke kauernd die Vorübergehenden um eine milde Gabe anflehte.

Da litt es ihn, beständig von der Erinnerung an jene böse Stunde gefoltert und von nagender Reue gequält, nicht länger mehr in der Heimat; an heiliger Stätte, durch den Tod des Erlösers geweiht, wollte er sich den verlorenen Frieden der Seele wieder erringen.

So trat denn der Herzog, nur von wenigen geleitet, im Frühling des Jahres 1493 die Wallfahrt nach dem gelobten Lande an. Mit eigentümlich bewegtem Herzen nahm er Abschied von der Heimat, düstere Ahnungen, die er vergeblich

zu bekämpfen suchte, stiegen in der Seele auf und als er in der prächtigen Dogenstadt Venedig das tiefblaue Meer erblickte, darüber den unendlichen Himmel gebreitet, da kam ihm auf einmal alles Irdische so leer, so nichtig vor und wiederum erfaßte ihn brennende Reue, daß er gerade um dieses Irdischen willen so viel Kampf, Streit und Unfrieden erregt und erduldet habe.

Am 16. Mai des genannten Jahres, — noch weilte Christoph in Venedig und in den Kirchen feierte man eben das Fest der Ascensio Domini, der Himmelfahrt des Herrn, — da verlangte der Herzog zum lebhaften Erstaunen seines treuen Dieners nach Pergament, Tinte und Schreibrohr.

Als ihm das Verlangte besorgt worden war, befahl der Herr seinem Diener, ihn allein zu lassen, auch dafür zu sorgen, daß er für die nächste Stunde nicht gestört werde.

In dieser Stunde aber schrieb Herzog Christoph seinen letzten Willen nieder; zwar stand er erst in seinem vierundvierzigsten Lebensjahre, noch, wie man glauben konnte, in der Vollkraft seines Lebens; aber wie einst der letzte Abensberger, dessen Untergang seine Brust mit Centnergewicht belastete, fühlte auch er in seinem Innern eine förmliche Mahnung, sich der Erfüllung des einmal Beschlossenen auf keine Weise zu entziehen, und der Gedanke, daß er vielleicht nimmer zurückkehren, sondern bald vor dem ewigen Richter stehen werde, durchschauerte seine Seele.

All sein Hab und Gut vermachte er in diesem Testamente seinem Bruder Albrecht und dessen Kindern, die der Ehe desselben mit der edlen Kaiserstochter Kunigunde mittlerweile entsprossen waren; ihm hatte er, keine Selbsttäuschung konnte über diese Thatsache hinweghelfen, gar viel Leid und Kummer angethan, hatte des Bruders ernsten und redlichen Willen, das Land kräftig und einheitlich zu regieren, oftmals durchkreuzt und zu Schanden gemacht.

Noch am Abende desselben Tages lichtete das große Segelschiff zur Reise nach Syrien und Palästina die Anker: Herzog Christoph befand sich auf demselben.

Nach etwa achttägiger, meist günstiger Fahrt kam man an der kleinen Insel Rhodus vorüber, damals seit beinahe zwei Jahrhunderten dem Johanniterorden gehörig.

Beim Anblicke des herrlichen Eilandes, das wie ein kleines Paradies mitten auf dem tiefblauen Meere lag, während im Norden die Küste des asiatischen Festlandes herüberschimmerte und über dem allem der wolkenlose Himmel in azurner Pracht ausgebreitet lag, wurde der Herzog von großer Sehnsucht ergriffen, hier länger verweilen zu dürfen.

Doch das Schiff mit seinen Segeln, die es gleich weißen Fittigen in die Lüfte spannte, glitt rastlos weiter, der syrischen Küste entgegen.

Am 27. Juli hatte der herzogliche Pilger das Glück, die Kirche des heiligen Grabes betreten zu

dürfen. Für gar manche Schuld erflehte er daselbst Verzeihung: doch der Schatten des auf Freisings Fluren getöteten Abensbergers hatte die gequälte Seele auch übers Meer verfolgt und während oft die Zunge Worte der Reue stammelte, wollte das Herz vor Angst schier verzagen.

Bald wurde die Rückfahrt angetreten, besonders auf Betreiben des Herzogs, den eine allgewaltige, durch nichts zu bezwingende Sehnsucht der Heimat entgegentrieb.

Kaum aber hatte das Schiff wieder die hohe See gewonnen, als Christoph von einem heftigen Unwohlsein ergriffen wurde. Während der Nacht stellte sich auf einmal Fieber ein und als des anderen Morgens die aufgehende Sonne ihre ersten Strahlen über die leicht sich kräuselnden Wogen sandte, fühlte der Herzog sich ernstlich erkrankt. Vergebens bemühte sich der bestürzte Schiffsarzt, seine dürftigen Kenntnisse zur Bekämpfung der Krankheit zu verwerten; dieselbe steigerte sich zusehends und als die Insel Rhodus mit ihrem leuchtenden Gestade in Sicht kam, schien es das beste, den Kranken von der beschwerlichen Seefahrt zu befreien und der sorgfältigen und aufopfernden Pflege der edlen Johanniter anzuvertrauen.

Christoph selber war damit einverstanden, denn seine Körperkräfte, die ihn einst so manches Meisterstück vollführen halfen, nahmen stündlich ab

und den Strapazen der Reise fühlte er sich nimmer gewachsen.

Der Abschied von seinen Reisegefährten war zwar kurz, aber schwer: manches Auge fühlte sich mit Thränen, als es den Bayernherzog, noch jüngst ein Bild voller Manneskraft, nun als das Opfer einer schleichenden Krankheit vom Schiffe hinweg-tragen sah, alle, der Kranke selber hatten das Ge-fühl, daß man voneinander Abschied nehme — auf Nimmerwiedersehen. Die ungemein sorgfältige Pflege, welche die Ordensritter in echt christlicher Charitas ihrem hohen Patienten angedeihen ließen, besonders die liebevolle Fürsorge des derzeitigen Großmeisters, wirkten auf das Gemüt des Prinzen äußerst wohlthätig und goßen in seine wunde Seele einen Frieden, den er bisher sein ganzes Leben lang nimmer gekannt hatte.

Nur eine Erinnerung jagte oft gleich dem Schatten einer finsteren Wolke über die Ruhe seines Innern: dann sah er auf blutgetränktem Felde einen bleichen Mann liegen, das brechende Auge in stummer Anklage auf ihn, seinen Mörder, gerichtet und er sah im Geiste einen Leichenzug, folgend einem Sarge, in dem man die Gebeine des letzten Abensbergers zur letzten Ruhe in die Gruft der Burgkapelle versenkte.

Mehr als das schleichende Fieber, das stünd-lich mehr und mehr des Körpers Kräfte verzehrte, nagte die Reue an dem Reste seines Lebens.

Aber der Tote, fern in der Burgkapelle zu

Abensberg in ewigem Schlummer liegend, konnte ihm nimmer das erlösende Wort der Vergebung sagen und die Witwe . . .

Schwer seufzte der Kranke auf, es verließ ihn merklich die Kraft des Widerstandes.

Da trat der Großmeister sacht dem Leidenden zur Seite, und dessen feuchtkalte Hand mit der seinigen umschließend, sprach er in leisem und mildem Tone: „Ist Euch wieder das Herz so schwer? Ich will's erleichtern, denn ich kenne die Last, welche es niederdrückt!“

Der Kranke antwortete nichts, doch in seinen Augen blitzte es flüchtig wie ein Strahl von Hoffnung auf.

„Ihr sprachet doch neulich,“ fuhr der Großmeister fort, „von dem Ende des letzten Abensbergers? Aber bleibt ruhig, Herzog Christoph, bleibt ruhig! Ihr sagtet mir ferner vom Leid der Witwe, deren Fluch Ihr einst ins Grab mitnehmen müßtet, — ist's nicht so?“

Der Kranke antwortete wiederum nicht, aber an seinem Stöhnen erkannte man den furchtbaren Kampf, der in seinem Innern tobte.

„Ihr nehmt aber,“ fuhr der Großmeister in gehobenem, fast feierlichem Tone weiter, „keinen Fluch mit ins Grab, denn Martha, des Grafen Niklas von Abensberg hinterlassenes Weib, hat Euch vergeben, wie ich Euch vergebe, ich, Marthas Bruder, Graf Rudolf von Werdenberg!“

Da richtete sich der Sterbende empor, als

würd' er auf einmal von unsichtbaren Engeln unter den Armen gefaßt und nach aufwärts gehoben: wie ein Lächeln unsagbarer Freude überflog es das blasse Gesicht, er wollte noch sprechen, doch Herz und Atem versagten den Dienst; schwer sank das Haupt nach rückwärts, Herzog Christoph war tot.

III.

Das Testament.

Auf dem hohen Söller der Trausnitzburg bei Landshut weilte an einem milden Septemberabend des Jahres 1504 eine junge, in tiefes Schwarz gekleidete Frau; sie hatte den einen Arm mit dem Ellenbogen auf die Brüstung des Sallets nahe einer Säule gestützt, das Haupt ruhte in der leicht gebogenen Handfläche und die feuchtschimmernden Augen sahen wie traumverloren in die weite, von Wald und Berg in bläulichem Schimmer begrenzte Ferne hinaus.

Hinter ihr standen einige ältere, gleichfalls in das Gewand der Trauer gehüllte Kammerfrauen; sie sprachen nichts, sondern gleich ihrer Herrin waren auch sie in stumme Trübsal versunken.

Die junge Frau war die regierende Herzogin-Witwe Elisabeth von Niederbayern-Landshut.

Vor nicht ganz vier Wochen hatte sie ihren Gemahl, den Pfalzgrafen Ruprecht, Sohn des

Kurfürsten Philipp des Aufrichtigen, durch den Tod verloren und, kaum daß sie zwanzig Lebensfrühlinge geschaut, schon unsägliches Leid gelitten. Und welch reiche, blühende Hoffnungen hatte sie doch selber an das Vermächtnis ihres Vaters, des Herzogs Georg des Reichen von Landshut, geknüpft!

Noch auf dem Sterbebette im neuen Schloße zu Ingolstadt hatte er segnend die Hände auf ihr Haupt gelegt und den Schutz des Himmels auf sein Lieblingskind herabgefleht.

„Elisabeth," sprach er, „groß zwar ist das Opfer, das ich dir bringe; den alten Hausvertrag, den Kaiser Ludwig zu Pavia einst geschlossen, stoße ich um, weil ich's nicht leiden mag, daß die Münchner Herzoge die lachenden Erben meines Landes und meiner Schätze zu Burghausen werden, während du, mein Lieblingskind, das mir in diesen letzten Jahren mein einziger Trost gewesen, mit leeren Händen sollst aus dem Besitztum deines Vaters vertrieben werden! Aber du weißt, warum ich dieses Opfer bringe, ich hab's dir schon gesagt: aus Liebe zu dir!

Hedwig, deine Mutter, hat mich nie verstanden; getrennt, wie Polen und Bayern dem Raume nach sind, waren wir beide, warum soll ich dir angesichts meines baldigen Todes die Wahrheit verhehlen? auch dem Herzen nach geschieden, getrennt wandelten wir die größte Zeit unseres Lebens nebeneinander."

„Ach, Vater," schluchzte Elisabeth, indem sie

ihr schönes Antlitz auf die rotseid'ne Decke drückte, welche den Herzog bis zur Brust verhüllte, „wäre es doch anders gewesen! Wie sehr litt deine liebende Tochter unter diesen traurigen Verhältnissen!“

„Lassen wir das,“ unterbrach Georg der Reiche die Sprechende, „Vergangenes ist nun einmal nimmer zu ändern! Von beiden Teilen mag ja gefehlt worden sein, ich will's nicht leugnen; an dir, mein Kind, möchte wenigstens der Vater begangenes Unrecht wieder gutmachen. Du sollst sein Land erben, dein Gemahl Rupert Herzog von Niederbayern werden. Alles ist schon längst geordnet, ich kann ruhig sterben.“

Dieses und noch manches andere hatte damals Herzog Georg zu seiner ältesten Tochter — die jüngere, Margareta, hatte den Schleier genommen und lebte, fern dem Treiben der Welt, im Kloster Altenhohenau bei Wasserburg — gesprochen; wenige Tage darauf war er, am 1. Dezember 1503, um die siebente Morgenstunde verschieden.

Sofort trat sein Schwiegersohn Ruprecht von der Pfalz die Regierung Niederbayerns an; aber er sowohl wie seine Gemahlin Elisabeth wurden vom Kaiser geächtet und der Landshuter Erbfolgekrieg — wer hätte von diesem schrecklichen Kriege nicht vernommen? — nahm seinen Anfang.

Das unbeschreibliche Elend, welches derselbe über Bayern brachte, führte im Sommer des nächstfolgenden Jahres eine Hungersnot und —

die gewöhnliche Begleiterin derselben — die Pest herbei. Pfalzgraf Rupert selber fiel ihr, in der Blüte seines Lebens stehend, — er zählte vierundzwanzig Jahre — zum Opfer.

Elisabeth stand vor der Leiche wie von einem schweren Traume befangen. In der Wiege ruhten zwei liebliche Knaben, Ottheinrich und Philipp, noch im zartesten Kindesalter: welch ein Glück für die Kleinen! Sie verstanden noch nichts von all dem Jammer, welchen das unselige Testament ihres Großvaters über das ganze Bayernvolk heraufbeschworen hatte und sie hörten auch nichts von den Trauergesängen, unter denen die Gruft, welche den Leichnam ihres jugendlichen, unglücklichen Vaters barg, auf immer geschlossen wurde. Ihre Mutter Elisabeth aber krankte seit diesem furchtbaren Schlage an einem tiefen Herzenskummer dahin. Wer hätte ihr das verargen können? Der Tod des geliebten Gatten zertrümmerte wie ein Blitzstrahl das ganze, stolze Gebäu ihrer Hoffnungen, gab die hilflose Frau den Schrecken des Krieges preis und überlieferte sie dem furchtbaren Bewußtsein, daß am Ende ihretwegen all dieses namenlose Unglück herbeigeführt worden.

Hätte sie das Testament ihres Vaters wieder ungültig machen können, mit Freuden hätte sie die Hand dazu geboten, um den Verlust des streitigen Landes dafür ein ungleich wertvolleres mit nichts zu vergleichendes Gut — den Frieden des Herzens eingetauscht! Aber dazu war es zu spät.

Schon rückte das böhmische Hilfsheer, das noch ihr Gemahl aus dem reichen Schatze, den er in Burghausen vorgefunden, geworben hatte, heran; eine Entscheidungsschlacht im Norden der Donau, wo sie dem Regenthale begegnet, stand unmittelbar bevor.

So weilte denn an jenem Septemberabend die Herzogin-Witwe auf dem hohen Söller der Trausnitzburg. Zwischen Furcht und Hoffnung war ihr Denken geteilt; doch hatte der vor vier Wochen erfolgte Tod Ruperts sie derart in ihrem Innern gebrochen, daß ihr Herz einer frohen Regung überhaupt nicht fähig war.

Tief unter ihr in der Gruft des Klosters Seligenthal schlief ihr Vater den Todesschlaf; wenn er eine Ahnung von dem Unglücke gehabt hätte, das sein Testament, durch welches er das Glück seiner Tochter begründen wollte, gerade über diese heraufbeschwor!

Als die Sonne zu sinken begann und bereits feuchte Nebel das tief unten liegende Isarthal allmählich verschleierten, erhob sich die Herzogin von ihrem Ruhesitz auf dem hohen Söller und schickte sich an, mit ihren Kammerfrauen die Gemächer ihrer eigentlichen Wohnung aufzusuchen; Elisabeth fühlte sich körperlich so schwach, daß sie beim Hinuntersteigen über die Treppen die Unterstützung ihrer Frauen nicht entbehren konnte.

In der Stadt Landshut aber im Thale unten hatte sich der Bürgerschaft auf einmal gewaltige

Aufregung bemächtigt. Eine anfangs unsichere, durch nachkommende Boten aber mehr und mehr bestätigte Nachricht war eingetroffen, daß vor zwei Tagen, am 12. September, bei Schönberg in der Nähe von Regensburg eine Entscheidungsschlacht geliefert worden, die Sache Elisabeths und ihrer Kinder so gut wie verloren sei.

Wie ein Lauffeuer durcheilte diese Unglücks-post die Straßen der Stadt und bald hatte sie auch ihren Weg zur Trausnitzburg emporgefunden.

Noch in der letzten Stunde dieses Tages bahrte man in demselben Gemache, wo vor vier Wochen Pfalzgraf Rupert die Augen für immer geschlossen hatte, zum zweitenmal eine Leiche auf: Elisabeth, die Tochter des Herzogs Georg des Reichen von Landshut; ein Herzschlag, die Folge plötzlichen Schreckens, hatte ihrem jungen Leben ein Ende bereitet. Wenige Gemächer aber von der ent-schlafenen Mutter getrennt schlummerten zwei Knäblein: ein rosiger Schimmer lag auf ihren heiteren, unschuldsvollen Gesichtszügen und der Engel des Friedens wachte über den kleinen Schläfern.

IV.

Um eine Königskrone.

„Wenn es deine Mutter Juliane sagt, dann natürlich muß es wahr sein und — ich, die Gemahlin, habe nichts weiter mehr zu sagen!“

Die junge Fürstin, Tochter des englischen Königs Jakob I., hielt ihre ringgeschmückten Hände vor das Antlitz und begann heftig zu schluchzen.

„Nicht bloß meine Mutter,“ entgegnete der Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz begütigend, „raten mir von diesem Schritte ab: auch der Fürst von Anhalt-Dessau und -- last not least, du kennst als Engländerin den Spruch besser als ich; nicht als letzter mein eigener Vetter, der Münchener Herzog Maximilian.“

„Der?“ fragte die Kurfürstin erregt, „das Haupt der Liga?“

Sie erhob sich von ihrem Stuhle und die verschlungenen Hände auf die Schulter ihres Gemahles

legend, sprach sie in schmeichelndem Tone: „Friedrich, glaube doch mir, deinem Weibe! Wie magst du denn so kurzsichtig sein und das Spiel deiner Gegner nicht durchschauen! daß der Herzog Maximilian alles aufbietet, um seinem Busenfreunde Ferdinand die Krone Böhmens zu erhalten und sie nicht auf dein Haupt setzen zu lassen, ist doch sonnenklar. Uns Wittelsbachern der älteren Linie, denen eigentlich alles gebührt, möchte man gern sogar dasjenige entreißen, was wir mit gutem Rechte besitzen: um wieviel mehr mißgönnt man uns das, was uns die Gunst des Glückes in den Schoß wirft! Allerdings ist eine Königskrone keine alltägliche Gabe und der Münchener Herzog wird seine Hand nach diesem Kleinod vergeblich ausstrecken. Dir aber, mein Friedrich, hat die edle böhmische Nation, mit der wir Engländer seit langen Zeiten so innig verbunden sind, diese Krone aus freier Entschließung angeboten, du brauchst sie bloß von dem Purpurkissen zu nehmen und dein Haupt damit zu schmücken und nun — sollte man's für möglich halten? — weisest du sie zurück, kehrst dem huldvoll lächelnden Glücke den Rücken, eigensinnig und — furchtsam wie ein kränklicher Knabe!“

Die Königstochter aus England hielt in ihrer Rede inne, ihre flammenden Blicke fest auf den Kurfürsten gerichtet, als wollte sie das Feuer ihrer Seele auch der seinen mitteilen.

Friedrich aber stand mit verschränkten Armen unbeweglich neben ihr, die Augen starr zu Boden

gerichtet; ein gewaltiger Kampf tobte offenbar in seinem Innern.

Auf der einen Seite Entsagung und Ruhe, auf der anderen Sorge und Kampf, dort Schwäche und ruhmlose Zukunft, hier Glanz und Ehre, — wohin sollte er sich wenden?

Eine Königstochter hatte er sich zum Weibe erkoren, jetzt konnte er ihr schönes Haupt mit demselben Diademe zieren, das ihren Vater, den stolzen Herrscher Albions, schmückte, das einstmals, freilich nur zum Unheil, Elisabeths Großmutter Maria Stuart gekrönt hatte!

Und immer näher kam jetzt die Stunde der Entscheidung: die böhmische Abordnung, welche bereits seit zwei Tagen im kurfürstlichen Schlosse zu Amberg verweilte und jeden Augenblick des endgültigen Bescheides gewärtig war, mußte noch heute empfangen werden und in betreff der gestellten Anfrage die nötige Weisung erhalten.

„Du antwortest mir nicht?“ fragte Elisabeth nach längerem Stillschweigen, „ach, mein Friedrich, ich sehe, daß deine ängstliche Natur zu solchem Schritte nicht geeignet ist.“

„Ängstliche Natur?“ fragte der junge Herrscher erregt, denn dieser wohl berechnete, fast beleidigende Ausdruck hatte seine Wirkung nicht verfehlt und ihn mit einem Male aus seinem bisherigen dumpfen Hinbrüten gleichsam wachgerüttelt.

„Je nun,“ entgegnete die Kurfürstin, indem ein halb spöttisches, halb verächtliches Lächeln um

ihren Mund spielte, „der Kampf um eine Königskrone ist eben nicht leicht, in der Regel erfordert das Mut und Entschlossenheit, die Thatkraft eines Mannes!“

„Und diese Eigenschaft,“ fiel Friedrich lebhaft ein, indem er zugleich leidenschaftlich die Hände seiner Gemahlin ergriff und sie fast unsanft in den seinigen preßte, „diese Eigenschaft, meinst du, fehle mir?“

Er sah ihr mit wilderregten, zornigen Blicken in die Augen, Elisabeth aber hielt mit stolzer Ruhe diese Blicke aus, im Innern triumphierend, denn des Sieges war sie jetzt sicher.

„Ich will dir zeigen,“ fuhr der Wittelsbacher in immer steigender Erregung fort, „daß du hierin in großem Irrtum bist! Jacta alea est, der Würfel ist geworfen! Wir ziehen nach Prag zur Krönung!“

* * *

In der herzoglichen Residenz zu München fanden gegen das Ende des Weinmonats 1619 große Festlichkeiten statt: der von seiner Krönung zu Frankfurt zurückkehrende Kaiser Ferdinand II. hatte bei seinem Jugendfreunde, dem Herzoge Maximilian von Bayern Einkehr gehalten und es läßt sich denken, daß der edle Sohn eines Wilhelm des Frommen alles aufbot, um seinem hohen Gaste die Tage des Aufenthaltes in der bayerischen Hauptstadt so angenehm als möglich zu machen.

Doch all diese Festlichkeiten waren im Grunde nur äußerer Schein und beide Herrscher nahmen nur mit sehr geteilter Aufmerksamkeit an denselben teil.

Handelte es sich doch in Wirklichkeit um ganz andere und viel ernstere Angelegenheiten als um die Frage, wie Geist und Körper durch Zerstreuungen und Vergnügen am besten ergötzt werden können.

Die Aufständischen zu Prag hatten das Haus Habsburg des böhmischen Thrones für verlustig erklärt, und statt des rechtmäßigen Herrschers Ferdinand den pfälzischen Wittelsbacher Friedrich, das Haupt der Union und eifrigen Calvinisten, auf denselben erhoben.

„Ein schöner Anfang für meine Regierung," bemerkte der Kaiser mit bitterem Lächeln zu seinem Freunde, „am Main setzt man mir die Krone auf und an der Moldau reißt man sie wieder herunter. Ist das nicht, Herzog, eine verwünschte Lage zu nennen?"

„Eure Majestät," erwiderte Maximilian, „wie man's eben nehmen will! Läßt man jener Empörung noch länger Zeit, ihren höchst verderblichen Einfluß überallhin zu verbreiten, dann allerdings dürfte die Lage schließlich bedenklich werden. Schnelles Handeln ist hier eben alles."

„Wie kann ich das?" fragte Ferdinand lebhaft entgegen, „die Hände sind mir förmlich gebunden! Um dem schmachvollen Treiben meiner

Feinde wirksam zu begegnen, bedarf ich vor allem einer bedeutenden, sofort verfügbaren Truppenmacht: woher soll ich dieselbe augenblicklich nehmen, zudem in der kaiserlichen Kasse fast Ebbe herrscht? Ich weiß nur Einen," fuhr der Herrscher mit gehobener Stimme fort, „der imstande wäre, dieser verzweifelten Lage mit Einem Schlage ein Ende zu machen, die Rebellion niederzuwerfen und der guten, gerechten Sache wieder zum Siege zu verhelfen."

Mit gespannter Miene blickte der Bayernherzog auf den Sprechenden, er ahnte leise den Gedanken seines kaiserlichen Freundes.

„Und wer ist dieser Eine, Majestät?" fragte er nach einigem Stillschweigen.

„Wer anders als du, Maximilian," entgegnete Ferdinand II. mit lebhafter Wärme, „ja, du bist der einzige, der mich, mein Haus, das ganze deutsche Reich in diesem Augenblicke retten kann! Du bist das Haupt der Liga und als solchem stehen die Truppen und Geldmittel genügend zu Gebote; du besitzest auch, ich weiß es, einen tüchtigen Heermeister, der wohl imstande ist, die Rebellen zu Paaren zu treiben, den Freiherrn von Tilly."

„Majestät," erwiderte der Wittelsbacher ruhig, aber entschieden, „mich ehrt dieses allerhöchste Vertrauen, ja es könnte mich beglücken, aber . . ."

„Aber?" unterbrach der Kaiser lebhaft den Sprechenden, „kein Aber, Freund, kein Bedenken, wo es sich um die heiligsten Interessen handelt!"

„Es ist unmöglich," erklärte Maximilian schwer aufatmend, man erkannte leicht, wie schwer es ihm wurde, diese Worte auszusprechen.

„Unmöglich? Und warum?"

„Die Rücksicht auf mein Land verbietet es. Im nämlichen Augenblicke, in dem ich als Haupt der Liga gegen Böhmen das Schwert ziehe, tritt Frankreich, wahrscheinlich auch England der Union bei, Bayerns Westgrenze ist ungedeckt, zudem . . ."

„Das sind leere Befürchtungen," unterbrach der Kaiser den Herzog aufs neue und mit großer Lebhaftigkeit; „der junge Ludwig XIII. steht ganz und gar unter dem Einflusse seiner Mutter Maria von Medici und diese ist, — was soll ich's dir erst eigens sagen? du weißt es ja so gut wie ich! — uns Habsburgern wohlgesinnt. Die kluge Medicäerin wird sich hüten, die himmelstürmenden Pläne ihres ehrgeizigen Gemahls Heinrichs IV., denen der Dolch eines Mörders ein so jähes Ende bereitet, wieder aufzunehmen oder gar weiterzuführen. Was aber Jakob I. von England betrifft, so ist dieser und sein erklärter Liebling Buckingham bei seinem Volke so wenig beliebt (ich weiß das durch meinen Gesandten in London ganz bestimmt), daß an ein Vorgehen von dieser Seite her überhaupt nicht zu denken ist."

„Und Elisabeth?" unterbrach der Herzog den Monarchen lebhaft; „wird dieses von krankhafter Ehrsucht erfüllte Weib, sie, die stolze Königs-

tochter von England, nicht alles aufbieten, sich des Beistandes ihres Vaters zu versichern?“

„Sagtest du vorhin nicht selber, daß in dem jetzigen Falle rasches Handeln das einzig Richtige sei? Wie ist es denkbar, daß der Calvinist Friedrich vom Auslande so schnelle Hilfe erhält? Ach, Max, ich sehe mit tiefem Schmerze, daß du zu mir nicht mehr die alte Freundschaft im Herzen trägst, bemühe dich nicht, diese meine Erkenntnis zu entkräften, was dir um so weniger gelingen kann, als ich den Grund hiezu weiß: Matthias war es, mein Vetter! Durch seine thörichte, unbegründete Eifersucht auf deine Machtstellung als Führer der Liga schuf er dir, ich weiß es, manche Ungelegenheiten, manche Kränkungen. Oder, sage, Maximilian, welch ein anderer Grund bestimmte dich, vor nunmehr fünf Jahren das Direktorium jenes Bundes niederzulegen? Du schweigst? Gerade dieses Schweigen sagt mir mehr als jede Antwort! Aber weshalb soll nun ich, der Nachfolger jenes Mannes auf dem deutschen Kaiserthrone, darunter leiden? Doch was spreche ich von mir, von meiner Person? Du so gut als ich bist dir darüber im klaren, um was es sich jetzt handelt! Etwa um einen Aufruhr, wie er in Böhmen seit Wenzels Zeiten an der Tagesordnung ist, um den Abfall irgend eines der österreichischen Volksstämme vom Hause Habsburg? Wenn es das wäre, — leicht getraute ich mir selber, die Rebellion niederzuschlagen. Aber um ganz andere

Dinge handelt es sich jetzt in Prag, in Böhmen! Dem rechtmäßigen Herrscher reißt man die Krone vom Haupte und übergiebt sie einem Manne, der ein Anhänger Calvins ist, ein Feind unseres heiligen Glaubens! Man pflanzt die Fahne des Ungehorsams, der Rebellion auf und will die bisherige Ordnung der Dinge geradezu auf den Kopf stellen, das Recht, was Gottes und was des Kaisers ist, verhöhnen und mit Füßen treten. Und in einem solchen Augenblicke kannst du mit verschränkten Armen zusehen, du, welcher gegenwärtig als der Einzige Rettung bringen, die Feinde der Ordnung, die Gegner unseres Glaubens überwältigen könnte?“

Der Bayernherzog schwieg auf diese längere Auseinandersetzung des kaiserlichen Freundes längere Zeit: in seinem Innern kämpfte er einen gewaltigen Kampf.

Gar bald aber gewann in dem edlen, für Recht und Wahrheit begeisterten Herzen des Fürsten die Rücksicht auf das allgemeine Wohl die Oberhand über jedes persönliche Interesse, nicht länger wollte und konnte er den Bitten seines kaiserlichen Freundes widerstehen.

Doch war es denn durchaus notwendig, in seiner Eigenschaft als Haupt der Liga dem bedrängten Kaiser beizustehen? Schnell wie der Blitz durchzuckte den Herzog der glückliche Gedanke, daß dieses keineswegs erforderlich sei.

Die Rebellion in Böhmen war eigentlich nichts

anderes als der Versuch einer Provinz des österreichischen Staates, sich von demselben loszureißen, also eine interne Angelegenheit. Zu einer religiösen, ganz Europa bewegenden Frage suchten sie lediglich die Empörer selbst, an ihrer Spitze der verräterische Thurn, der nicht einmal ein geborener Böhme war, aufzubauschen. Die Protestanten ferner waren, wie sich bereits aus mehreren Vorgängen klar erwiesen, durchaus nicht gesonnen, ihre Angelegenheiten und Bestrebungen mit denen der Anhänger eines Calvin zu verquicken, dessen Lehre meist in schroffem Gegensatze zu jener des deutschen Reformators stand, und mit denselben durch Dick und Dünn zu gehen. Wie, wenn es ihm gelänge, die Sache der Union selber von der des Calvinisten Friedrich, seines bethörten Vetters, den er so oft vergebens vor der gleißenden Königskrone gewarnt hatte, zu trennen und so freie Hand zu erhalten, um dem kaiserlichen Freunde aus rein persönlichen Gründen Beistand zu leisten?

„Nicht vergeblich," sprach Maximilian nach ernstem Stillschweigen, „berührt Ihr, mein Kaiser, diejenigen Seiten des Freundesherzens, welche am leichtesten wiedertönen: ich sehe ja selbst, daß es sich bei dieser schmählichen Erhebung der Böhmen gegen Euere Majestät um ganz andere Dinge handelt wie um einen bloßen Feindseligkeitsakt gegen das Haus Habsburg."

„Max," rief der Kaiser, hocherfreut über das Entgegenkommen des treuen Freundes, „ich wußte

es ja, daß du mich in dieser schweren Zeit nicht verlassen würdest! Kommen bessere Tage und — sie werden kommen, so soll meine Dankbarkeit für diesen Freundschaftsdienst eine unbegrenzte sein, mein kaiserliches Wort setze ich hierfür zum Pfande!“

* * *

Wenige Tage nach dieser in Bayerns Hauptstadt geführten Unterredung fand zu Prag die Krönung des Pfalzgrafen Friedrich V. zum Könige von Böhmen statt.

Eine ungeheure Pracht war dabei entfaltet worden und in ganz Böhmen schwelgte man geradezu in Freude und Wonne.

Nun hatte Elisabeth das Ziel ihrer Wünsche erreicht, sie strahlte förmlich im Glanze all ihres Glückes und die Schönheit ihrer äußeren Erscheinung gewann erst jetzt denjenigen Reiz, welchen volle, innere Befriedigung zu gewähren vermag. Ein Fest reihte sich an das andere, und die neuen Unterthanen, selber geblendet von der ungewohnten, noch nie gesehenen Pracht, sowie dem ungeheuren Aufwande der neuen Hofhaltung, überboten sich förmlich in den Äußerungen des Beifalls und Beweisen der Unterwürfigkeit.

Während so die schöne Königin mehr und mehr in einen wahren Strudel der verschiedenartigsten Vergnügungen und Zerstreuungen geriet und ihr die ganze Welt nichts anderes mehr dünkte als ein großer Blumengarten, dem das düstere Ge-

spenst der Sorge nicht einmal mehr aus der Ferne nahen dürfe und könne, wurde der König selber durch so manche Nachrichten, die im Laufe des folgenden Jahres über die Grenzen seines neuen Reiches herüberdrangen, wohl zeitweise etwas beunruhigt; doch auch er überließ sich als ein junger, lebenslustiger Fürst, viel eher den Freuden der Gegenwart als den Sorgen der Zukunft und, umgeben von schmeichelnden Höflingen, schönen Frauen und witzigen Gästen aller Art, lernte er rasch dasjenige vergessen, was ihm trübe Bilder geschaffen hatte.

Eines Tages aber hatte er über Wien eine böse Nachricht erhalten: der Bayernherzog sollte sich bereit erklärt haben, die Sache des entthronten Ferdinand mit den Waffen zu verfechten und sein Hofprediger Abraham Skultetus mußte alles aufbieten, seinen Herrn und König von dem ersten Schrecken, den ihm diese Post verursacht hatte, wieder zu befreien.

„Majestät," sprach der fanatische Calvinist mit dem sicheren Tone felsenfester Überzeugung, „wie möget Ihr nur Euere Seele, die durch Gottes Gnade von Ewigkeit her der Schar der Auserwählten zugeteilt wurde, in solch eitler Weise plagen und ängstigen? ‚Dein Fuß,' spricht der Psalmist, ‚wird gefärbt werden in der Feinde Blut und deine Hunde werden es lecken.' Und heißt es nicht im Propheten Jesaia? ‚Siehe, sie sollen zu Spott und zu Schanden werden alle, die dir

gram sind, sie sollen werden zu nichts; und die Leute, so mit dir hadern, sollen umkommen.‘

„Schon gut, mein Lieber,“ unterbrach ihn der König mit schlecht verhohlener Ungeduld, denn die endlosen Bibelcitate des fanatischen Predigers wurden ihm oft mehr Anlaß zur Langweile als zum Troste, „wir möchten von Euch jetzt nur die Frage beantwortet hören, ob Ihr denn ganz bestimmt wisset, daß die angebliche Haltung der Union eine bloße Erdichtung oder vielleicht besser gesagt bloß ein frommer Wunsch unserer Feinde ist?“

„Ja wohl,“ entgegnete Skultetus mit größter Entschiedenheit; „hätte ich es sonst wagen können, Euerer Majestät solches mitzuteilen? ‚Falsche Mäuler,‘ heißt es in den Sprüchen Salomons, ‚sind dem Herrn ein Greuel‘ und ‚wo viel Sorge ist,‘ sagt der Prediger, ‚da kommen Träume‘ und im . . .“

„Was wir gehört.“ schnitt aber nun der einstige Pfalzgraf die weiteren Darlegungen seines Hofpredigers kurz ab, „ist uns vollständig genügend, es bedarf keiner weiteren Argumentationen!“ Kaum hatte der König diese Worte in ziemlich ungnädiger Weise gesprochen, als ein Page der Königin eintrat und unter tiefer Verbeugung eine Meldung seiner Herrin überbrachte.

Froh, eines lästigen Gesellschafters auf so leichte Art überhoben zu werden, stand der Monarch sofort aus seinem Sessel auf und verließ, dem etwas verdutzt dareinblickenden Hofprediger

mit der Hand leichten Abschied zuwinkend, das Gemach. Die Königin hatte eine Unterredung mit ihrem Gemahle begehrt und Friedrich beeilte sich, dem Wunsche sogleich zu willfahren.

„Aber Friedrich, mein Herr Gemahl," rief Elisabeth dem Eintretenden in verstelltem Unmute entgegen, „du wirst in der That von Tag zu Tag zerstreuter und vergissest ganz die übernommenen Pflichten!"

„Pflichten?" fragte der König, sich auf einen niedrigen Sitz neben der Königin niederlassend, mit neugierigem Blicke, „von welchen Pflichten sprichst du doch?"

„Du bist jetzt König von Böhmen und als solcher, dächte ich, hast du mehr zu repräsentieren als früher in Heidelberg oder Amberg als Kurfürst. Um aber zur Sache zu kommen: wie steht es mit der Einführung der italienischen Oper, ferner mit dem Engagement der französischen Schauspielertruppe?"

Friedrich blickte seiner Gemahlin etwas erstaunt in das leicht gerötete Antlitz, aber er schwieg.

„Das Federspiel ferner," fuhr die Königin mit desto größerer Zungenfertigkeit weiter, „wurde offenbar von unserem schläfrigen Vorgänger ganz vernachlässigt, die Jagd überhaupt sehr wenig gepflegt: das alles muß anders werden! Vorerst muß unsere Burg, der Hradschin, eine gründliche Renovierung oder besser gesagt Vergrößerung er-

fahren, wenn der geplante Besuch meines königlichen Vaters . . .“

„Aber Elisabeth,“ unterbrach jetzt endlich der König seine rede- und unternehmungslustige Gemahlin mit einem gewissen Unmute, „du stellst hier mit fliegendem Atem so viele Wünsche und Pläne auf, daß mein Kopf darüber ganz verwirrt werden möchte. Ich muß dir gestehen, daß die letzte Post, welche aus München eingelaufen ist, gar wenig erfreulich klingt.“

„Und welche Post ist das, wenn man fragen darf?“

„Der Herzog Maximilian soll mit der Union ein Bündnis abgeschlossen haben.“

„Mit der Union? du willst wohl „Liga“ sagen.“

„Ich wollte, daß ich mich versprochen hätte! Leider ist dem nicht so. Das Bündnis soll eine gegenseitige Neutralität bezwecken, d. h. weder Liga noch Union soll sich in die böhmische Angelegenheit mischen und auf diese Weise Maximilian freie Hand bekommen, um als Freund des Kaisers uns zu bekämpfen.“

Mit einem Ausrufe des Schreckens und der Entrüstung zugleich fuhr die Königin von ihrem Sessel empor.

„Das wäre ja schändlich,“ rief sie, indem eine fliegende Röte ihre Wangen bedeckte, „über alle Maßen schändlich!“

„Beruhige dich,“ bemerkte Friedrich gutmütig, „Skultetus, der mit einigen geheimen Calvinisten

in Bayern Verbindung hat, versicherte mir vorhin hoch und teuer, daß an jenen Gerüchten kein wahres Wort sei und die protestantische Union auf alle Fälle fest zu uns halten werde."

„Skultetus," rief die Monarchin, aufs neue in heftige Erregung geratend, „am liebsten wäre es mir, den Namen dieses Mannes nimmer hören zu müssen!"

Der König wollte seinen Ohren nicht trauen.

„Wie," rief er im Tone höchster Verwunderung, „habe ich recht gehört? Du, früher die eifrigste Anhängerin des Hofpredigers und seiner Partei, sprichst nun in derartigen Ausdrücken über diesen Mann?"

„Sein Fanatismus, mit dem er der düsteren Lehre Calvins zum Siege in Böhmen verhelfen will, ist mir geradezu verhaßt, die neuen Unterthanen werden uns hierdurch, du wirst es sehen, mehr und mehr entfremdet."

„Vom politischen Standpunkte aus," erwiderte der König, „kann ich dir nicht unrecht geben, aber in Sachen der Religion . . ."

„Gerade hierin," unterbrach Elisabeth ihren Gemahl mit großer Lebhaftigkeit, „hätte der Priester zum mindesten vorsichtiger zu Werke gehen sollen! Das Zertrümmern der Bilder und Kruzifixe in der Schloßkirche ist ruchbar geworden, seine blinde Wut gegen alles, was Bildwerk heißt, hat bei den Protestanten arg böses Blut gemacht."

„Bedenke, Elisabeth," entgegnete der Monarch

mit feierlichem Ernste, „daß ich selber Calvinist bin und als solcher das Vorgehen des Abraham Skultetus entschieden gutheißen muß.“

„Und ich bin die Königin von Böhmen und als solche erkläre ich es für eine große Thorheit, sich die Herzen seiner kaum gewonnenen, neuen Unterthanen in so frivoler Weise zu entfremden.“

„Ich staune über deine Worte,“ bemerkte der Monarch, „niemals noch, Elisabeth, hast du so entschieden, so, — wie soll ich sagen, — kampfeslustig über derartige Dinge dich ausgesprochen!“

„Der Grund hierzu ist leicht aufzufinden,“ erwiderte die Königstochter mit bitterem Lächeln; „diesem ewig unruhvollen Treiben, diesem düsteren, freudelosen Dahinleben muß einmal ein Ende gemacht werden! Wenn ich zurückdenke an den Glanz und an die Herrlichkeit am Hofe meines königlichen Vaters in England und damit dieses einförmige, von Furcht und Sorge erfüllte Leben hier in dem kriegerischen Prag vergleiche, so möchte ich — wer könnte es mir verargen? — am liebsten in Thränen ausbrechen.“

Die junge, lebenslustige Herrscherin zog wirklich ein spitzenbesetztes, seidenes Tüchlein aus ihrem dunkelgelben, schwerseidenen Kleide und führte es an die Augen. Diese Gebärde genügte, um in der Brust des leicht beweglichen, gutmütigen Herrschers eine völlige Umänderung herbeizuführen.

„Bei Gott, Elisabeth,“ rief der junge König beschwichtigend, „du magst ja recht haben und ich

schwöre dir, daß du bald nimmer Ursache haben sollst, dich über das einförmige Leben des Böhmenkönigs zu beschweren. Möge sich die Zukunft wie immer gestalten, — durch die Aussicht auf sie wollen wir uns wenigstens die heitere Gegenwart nicht beständig trüben und vergällen lassen! All deine Wünsche sollen erfüllt werden und von heute an soll am Hofe von Prag ein neues Leben beginnen!“

Ein dankerfüllter, seliger Blick, der aus den Augen Elisabeths auf den König fiel, sagte ihm mehr als Worte, wie sehr ihr dieser Entschluß Freude bereitete und wie damals, wo er am Hofe König Jakobs um ihre Hand gefreit hatte, verklärte ein fröhliches, fast kindliches Lächeln die energischen, doch nicht unschönen Züge der Königin.

* * *

In einem Vorsaale, der zu den inneren Gemächern des Königs von Böhmen führte, schritt ein höherer Offizier in großer Erregung auf und nieder. Er war vollständig gerüstet, über dem vergoldeten Panzer trug er eine feuerrote Schärpe, von dem funkelnden Helme wallte eine schwarze Feder hernieder. Der Kriegsmann war Graf Thurn, ein energischer Verfechter der Sache des neuen Böhmenkönigs und in dem Entscheidungskampfe, der zwischen den beiden Häuptern der Liga und der Union in den nächsten Tagen zum Austrage

kommen sollte, hatte ihm König Friedrich der Oberbefehl über die mährischen Streitkräfte übertragen. Schon wollte der Graf, des langen Wartens auf die nachgesuchte Audienz müde, auf eigene Faust die persönliche Zusammenkunft mit dem Monarchen irgendwie ermöglichen, als sich die gegenüberliegende Flügelthür öffnete und zum nicht geringen Ärger des Militärmannes der Hofprediger Skultetus hereintrat.

„Der Herr," begann derselbe in seiner gewöhnlichen feierlichen Sprechweise, „segne Euer Kommen! Des Königs Majestät lassen Euch huldvollst grüßen und sogleich zur Tafel laden; daselbst könne, meint Seine Majestät, der Kriegsplan am besten beraten werden!"

„Unselige Verblendung!" rief der Graf in schmerzlicher Erregung, „während sich der Feind bereits zum Kampfe wappnet, will sich der König noch zur Tafel setzen! Wie leicht wird doch dem Bayernherzog Maximilian der Sieg gemacht!"

„Der Sieg?" fragte Skultetus, „glaubet das nicht, Graf Thurn! Mein ist die Rache, spricht der Herr, und wenn die Papisten es wagen sollten, am Tage des Herrn des Krieges blutiges Handwerk auszuüben, dann weh ihnen, dreimal weh! Der Herr läßt seine Tenne nicht mit solchem Greuel beflecken und wenn sie heute am Sonntage den Tempel Gottes mit Blut besudeln, so wird sein heiliger Arm die Gebeine der Sabbathschänder zerschlagen und die Seile

ihres Lebensschiffes zerhauen! Blitz, Feuer und Schwert . . .“

„Verschont mich,“ unterbrach Thurn den Sprechenden mit rücksichtsloser Heftigkeit, „verschont mich mit Eueren biblischen Ausführungen! Horch, ich meine schon Kanonendonner zu vernehmen, meines Bleibens kann hier nicht länger sein!“

In größter Eile verließ der Graf den Saal, warf sich unten im Hofe des Hradschin auf das bereitstehende Pferd und sprengte davon.

Gerade noch rechtzeitig kam er zum Beginne der denkwürdigen Schlacht, die in der That am Sonntage, dem 8. November des Jahres 1620, vor Prag auf dem sogenannten weißen Berge geschlagen wurde.

Zwar hatte sich anfangs Maximilian von Bayern geweigert, an diesem der Andacht und Ruhe geweihten Tage die eisernen Würfel entscheiden zu lassen. Aber strategische Gründe und vor allem die dringenden Mahnungen des greisen Karmelitenpaters Dominikus ließen ihn endlich diese religiösen Bedenken besiegen und den Befehl zur Schlacht erteilen.

Mittags zwölf Uhr begann der Angriff der Bayern auf das verschanzte Lager der Böhmen; trotz ihres hartnäckigen Widerstandes war bereits nach einer Stunde der Sieg für die Bayern entschieden. Die ganze Artillerie der Feinde fiel nach kurzem Kampfe in ihre Hände, der Herzog von Anhalt ward gefangen und endlich auch der Graf

Thurn, der mit seinen mährischen Kriegern am längsten Stand hielt, nach wütendem und verzweifeltem Ringen geworfen.

Wo aber weilte der König? Schon dröhnten die gewaltigen Schläge der Kanonen durch die kalte Luft des Spätherbstes, schon lagen Hunderte seiner treuen Soldaten mit durchschossener Brust auf der feuchten Erde, als Friedrich und seine Gemahlin mit ihren Gästen noch bei der prunkenden Tafel saßen, ein sprechender Beweis für die Wahrheit des alten lateinischen Satzes: Quem Deus perdere vult dementat, „Wen Gott verderben will, dem nimmt er den Verstand!“

Von dem Wahne erfüllt, daß der Wittelsbacher an einem Sonntage keine Schlacht liefern werde, hatte sich das verblendete Herrscherpaar dem sträflichsten Leichtsinne hingegeben, ja gerade dadurch seine trügerische Siegeszuversicht und Furchtlosigkeit am meisten zur Schau tragen wollen. Fürchterlich aber wurden Friedrich und Elisabeth aus ihrem Traume zu einem grauenvollen Erwachen emporgerüttelt!

Wie ein Verzweifelter rannte nun der unglückliche Fürst, als die Niederlage seiner Armee bereits so gut wie entschieden war, auf die Festungswälle, — zu spät! Schon ergab sich alles der wildesten Flucht und gleich dem Pulverrauche, welcher bald da, bald dort in wirren Ballen gegen den bleifarbenen Himmel emporstieg und sich dann rasch verflüchtigte, löste sich auch seine Zukunft in eitles

Dunstgebilde auf! Aber nicht einmal die Zeit mehr wurde gelassen, dem jähen Wechsel des Glückes nachzusinnen, das furchtbare Schicksal zu überdenken.

Ein achtstündiger Waffenstillstand, — das war alles, was der Besiegte vom Sieger als eine Gnade erflehen und erhalten konnte.

Die knappe Frist wurde zur Flucht benützt, mit Weib und Kind eilte der Geschlagene nach Holland in die Verbannung, um daselbst, fern von der Stätte des einstigen Glückes, nach wenigen Jahren sein gebrochenes Leben zu beschließen.

„Um eine Königskrone," sprach er auf dem Sterbebette mit trübem Lächeln zu seiner Gemahlin, die durch ihre maßlose Eitelkeit all das namenlose Unglück verschuldet hatte, „um eine Königskrone haben wir das Glück unseres Lebens, den Frieden unserer Seele verscherzt. Ach, Elisabeth, um dieses Opfer war jener goldene Flitter zu teuer erkauft!"

Die einstige Böhmenkönigin antwortete nichts, aber das Antlitz, vom brennenden Schmerze vergeblicher Reue gefoltert, preßte sie auf die feuchtkalte Hand des Sterbenden, — am liebsten wäre sie statt seiner den finsteren Weg gegangen.

V.

Träume sind Schäume.

In einem prunkvollen Zimmer des Palastes, welchen der neuernannte Statthalter der Niederlande, Kurfürst Max Emanuel von Bayern, zu Brüssel bewohnte, saßen gegen Ende des Jahres 1697, nahe dem wärmenden Feuer des Kamins, zwei Herren in angelegentlichem Zwiegespräche: der Statthalter selbst und sein um zehn Jahre jüngerer Bruder Joseph Klemens, Erzbischof und Kurfürst von Köln.

„Nun denn: meine Aufgabe," bemerkte der letztere in ernstem, beinahe feierlichem Tone, „ist, soweit es an mir lag, erfüllt; ich kehre in mein Land zurück!"

„So schnell?" rief Maximilian lebhaft, mit selbstgefälligen, doch zerstreuten Blicken die goldne Stickerei seines Leibrockes streifend, „ich konnte dir während der kurzen Zeit deines Aufenthaltes an

meinem Hofe noch gar keine Zerstreuungen, keine Lustbarkeiten . . .“

„Zerstreuungen, Lustbarkeiten?“ wiederholte der Kurfürst von Köln nicht ohne Bitterkeit, „ich ersuche dich, mein Bruder, zu bedenken, daß ich nicht des Vergnügens halber hergekommen bin!“

„Das weiß ich, allein — bedenke, daß der Statthalter eines Königs von Spanien geradezu die Pflicht hat, auch in dieser Beziehung seinen Mann zu stellen! Seit deiner Anwesenheit allhier herrschte das reinste Klosterleben; deshalb möchte ich dir noch gern zeigen, was mein Hof zu leisten vermag.“

Der Kirchenfürst machte eine abwehrende Handbewegung. „Nochmals danke ich dir für die beabsichtigten, außerordentlichen Ehrungen, aber — lasse sie mich als empfangen betrachten.“

„Nach deinem Belieben,“ erwiderte der Statthalter etwas gereizt; „wärest du länger hier, so würdest du die obwaltenden Verhältnisse mit ganz anderen Augen betrachten lernen und deine oft etwas eigentümlichen Bemerkungen oder sagen wir lieber — Ausfälle unterlassen haben.“

„Ach, mein Bruder,“ entgegnete der Kurfürst von Köln wehmütig, „ich sehe schon, daß wir uns nimmer verständigen können.“

„Der Grund dieser bedauerlichen Thatsache liegt zu Tage! Du hältst meine Statthalterschaft in den Niederlanden für ein förmliches Unglück . . .“

„Nicht ich allein,“ unterbrach Joseph Klemens

den Sprechenden lebhaft, „das ganze bayerische Volk ist über die Abwesenheit seines Landesherrn aufs tiefste betrübt, dazu der gewaltige Steuerdruck, die Willkür der Finanzbeamten . . .“

„Kann ich das alles verhindern?“

„Du kannst es, Bruder!“

„So nenne mir das Mittel: meine Neugierde ist aufs höchste gespannt!“

„Leg’ diese für dein Stammland so unheilvolle Würde nieder, kehre zurück in dein treues Bayern, mit offenen Armen bist du dort aufgenommen!“

Max Emanuel erhob sich aus dem vergoldeten Armsessel und mit verschränkten Armen trat er dicht vor seinen geistlichen Bruder hin.

„Herr Kurfürst,“ sprach er mit finsterem Ernste, „in allen Dingen, welche unser brüderliches Verhältnis zu einander betreffen, sei Euch, wie sich das von selbst versteht, vollste Freiheit der Rede gewährt . . .“

„Sehr gnädig,“ rief der jüngere Bruder nicht ohne Bitterkeit, „in der That sehr gnädig!“

„Laß’ mich zu Ende sprechen, Joseph, dann sollst du das Wort haben! Was aber meine Stellung als Landesherrn, meine Regentenpflichten, überhaupt meine politische Haltung anbelangt, so muß ich mir hierin jede Beeinflußung, komme sie woher sie wolle, ganz entschieden verbieten. Ich habe dir jetzt,“ fuhr Max Emanuel nach einer kleinen Pause in etwas ruhigerem Tone fort,

„meine Anschauung in diesem Punkte frei und offen dargelegt; nun rede du!“

„Was soll ich antworten?“ bemerkte der hohe Gast aus Köln mit kaum verhaltenem Unwillen, „wem nicht zu raten, dem ist nicht zu helfen! Nur das eine noch sei mir zu sagen erlaubt: all die kühnen Pläne und Hoffnungen, die vielleicht du für die Zukunft hegen magst, teile ich, dein Bruder, nicht. Um zehn Jahre bin ich jünger als du, ich weiß es; aber der Ernst des Lebens, die Eitelkeit des irdischen Daseins ist mir trotzdem nicht mehr unbekannt. Was sind Hoffnungen? Ein Luftgebilde, das ein leichter Windhauch in Nichts zerrinnen macht! Was sind Träume? Nichts, so heißt es ja im Sprichwort, als bloße Schäume!“

Max Emanuel blickte eine Weile, in tiefes Sinnen verloren, zu Boden; einige Sonnenstrahlen drangen durch eines der Fenster herein und wie zum Ersatze für die lebenden Blumen, an denen es draußen in der Natur fehlte, spielten sie flüchtig mit den bunten Farben des schweren Fußteppichs.

„Im allgemeinen, Bruder,“ nahm endlich der bayerische Kurfürst das Wort, seine Stimme klang verändert, fast weich, „magst du ja recht haben! Aber wenn man, meine ich, an der Spitze eines Volkes steht, wenn man der Erbe einer ruhmvollen Vergangenheit ist, dann darf, dann soll man auch mit der Zukunft rechnen, die Welt nicht immer mit düsteren, angstvollen Blicken betrachten.

Mein Stern ist noch nicht im Untersinken, im Gegenteil, leuchtender als je strahlt er entgegen! Sieh', Klemens," fuhr der ältere Bruder in steigender Wärme fort, während zudem eine gewisse Herzlichkeit in seinen Worten lag, „mein Joseph, der Erbprinz, ist jetzt fünf Jahre alt: nicht bloß körperlich gedeiht der holde Knabe aufs beste, auch seine geistige Entwicklung macht bereits die erfreulichsten Fortschritte!"

Der Statthalter griff in die innere Brusttasche seines blauen, goldgestickten Rockes und holte daraus behutsam ein kleines Schriftstück hervor.

„Nimm und lies," sprach er mit einem gewissen väterlichen Stolze zu dem Kirchenfürsten, „es ist ein Brief aus München, mein kleiner Sohn hat ihn mit eigener Hand geschrieben."

Mit erfreuter Miene überflog der Oheim des jugendlichen Briefschreibers die mit zwar unbeholfener, aber immerhin deutlicher Hand geschriebenen Züge seines kleinen Neffen.

„Mehr noch als die erworbene Kunst des Schreibens," bemerkte Joseph Klemens, „erfreut mich der Inhalt des Briefchens. Spricht doch aus ihm ein wahrhaft gutes, mitleidsvolles Herz!

Was aber hat denn die Leibcompagnie verbrochen, daß es eines so außerordentlichen Mittels bedarf, deine Verzeihung zu erhalten?"

„Sie beschwerte sich in ganz reglementswidriger Weise über angebliche Strenge im Dienst und zu geringen Sold, und als nun der Kapitän

den Leuten ein solches Vorgehen strenge verwies, begannen sie ganz laut zu räsonnieren und beinahe den Gehorsam zu verweigern. Die Bursche verdienten eigentlich, sämtlich an die Karre gespannt zu werden."

Hoffentlich aber wirst du die Bitte des kleinen Joseph nicht unerfüllt lassen, aber — verzeihe, daß ich mich schon wieder unterfange, dich in deinen landesherrlichen Befugnissen beraten zu wollen!"

Max Emanuel verstand sehr wohl den leisen Spott, der aus dieser Bemerkung klang; doch er wollte die weitere Unterredung mit seinem Bruder nicht neuerdings auf eine Bahn lenken, die leicht zu peinlichen Auseinandersetzungen führen konnte und rief daher mit munterer Stimme: „Wie könnte ich dem rührenden Flehen des lieben Kindes widerstehen! Aber höre, Klemens," die Stimme des bayerischen Kurfürsten ging in einen auffallend weichen, fast zärtlichen Ton über, „ich habe dir noch eine Neuigkeit mitzuteilen, so betrübend dieselbe auch einerseits erscheinen mag: aus Madrid habe ich vor wenigen Stunden die zuverlässige Nachricht erhalten, daß es mit der Gesundheit des spanischen Königs äußerst schlimm bestellt sei und die Ärzte nur mehr nach Monaten seine Lebenszeit berechnen."

Der Kurfürst von Köln blickte mit einer gewissen Bestürzung auf den Sprechenden, was mochte doch der Bruder mit der Mitteilung dieser schmerzlichen, aber nicht ganz unbekannten That-

sache bezwecken wollen? Sollte er sie etwa gar mit seinem Sohne, dem Kurprinzen Joseph, in Verbindung bringen?

„Du weißt," fuhr Max Emanuel nach kurzem Stillschweigen fort, „daß Seine Majestät, König Karl II. von Spanien kinderlos und — der letzte Habsburger jenseits der Pyrenäen ist! Antonia aber, meines Josephs Mutter, ist doch das leibliche Kind seiner Schwester Margareta!"

Mit gerechtem Erstaunen hörte Klemens diese Deduktionen seines von jeher maßlos ehrgeizigen und hochstrebenden Bruders an.

„Wie," fragte er, ohne dabei die bange Sorge, welche sein Inneres bewegte, zu verhehlen, „du wolltest auf diese Weise die spanische Monarchie, dermalen das größte Reich der Erde, an unser Haus, an das Haus Wittelsbach bringen?"

„Ja," entgegnete Max Emanuel mit kühnem, siegestrunkenem Blicke, „das will ich!"

„Jetzt," erwiderte der Kirchenfürst nachdenklich, „erklärt sich mir deine Weigerung, die Krone Polens anzunehmen, trotzdem sie dir damals deine Schwiegermutter, Sobieskis edle Witwe, mit der Hand ihrer Tochter Therese mehr als einmal anbieten ließ."

„Allerdings," versetzte der Statthalter, „das war der eigentliche Grund meiner damaligen, dir und vielen anderen unerklärlich scheinenden Weigerung! Sieh', Klem," — so nannte er seinen Bruder in besonders vertraulichem Zwiegespräche,

„raffe dich einmal vom Boden auf und heb' dich mit mir zu kühnem Hoffen empor! Fortes fortuna adiuvat, so lernte ich als Knabe von meinem lateinischen Lehrer, — auch du kennst gewiß den goldenen Spruch: glaube mir, mein lieber Bruder, seine Wahrheit hat sich schon gar oftmals in meinem Leben bethätigt!

Dem Mutigen gehört die Welt! So dacht' ich mir vor neun Jahren beim Sturme auf Belgrad. Von den Wällen her donnerten die Kanonen und durch den dichten Schleier des Pulverdampfes blitzte Schlag auf Schlag der gelösten Geschütze; die Kugeln zischten mir links und rechts an den Ohren vorüber und ich harrte des Momentes, wo auch mich gleich so vielen anderen das tödliche Blei zu Boden strecken würde. Aber — fortes fortuna adiuvat! rief ich mir selber zu und, den Degen in der Faust, stürmt' ich mit meinen Bayern vorwärts, immer vorwärts. Gar mancher der Braven blieb da auf einmal zurück, aus klaffender Wunde sein Herzblut vergießend; aber nur vorwärts, fortes fortuna adiuvat und — eine Stunde später stand ich auf der Bastei der Belgrader Festung und in die Ebene wehte das bayerische Panier hernieder!“

Mit großer Begeisterung hatte Max Emanuel gesprochen, selbst sein Bruder wurde von dessen feuriger Stimmung ergriffen.

„Ich weiß es, Max,“ sprach er anerkennend, daß du von jeher ein tapferer Mann gewesen bist,

das Glück dir stets gelächelt hat. Aber in dem jetzigen Falle mußt du bedenken, daß dir deine Stellung zum Hause Habsburg jeden Schritt, den du etwa in betreff der spanischen Erbschaft zu thun gedenkst, einfach verbietet."

„Inwieferne?" fragte Max Emanuel unmutig, ein zorniger Blick fiel auf den Fragenden.

„Weißt du nicht, daß Kaiser Leopold, dein Schwiegervater, selber Anspruch macht?"

„Und das," rief der Kurfürst gereizt, „soll mich abhalten, auch meinerseits die Hand nach jener Krone auszustrecken? Nimmermehr! Keine Rücksichten, Bruder, am allerwenigsten auf Österreich, das mich bisher nur mit schnödem Undank lohnte, werden mich verhindern, auch mein Recht, wenn es einmal zur Entscheidung kommen sollte, geltend zu machen! Zehn Jahre lang hab' ich für fremdes Gut und Blut, Antonia ist ja tot, mein Schwert gezogen, das Leben von Tausenden meines treuen Bayernvolkes auf den Gefilden der unteren Donau dahingeopfert, — es ist Zeit, höchste Zeit, daß ich nun einmal für mein eigenes Interesse kämpfe und dem, der mir hierbei in den Weg treten will, soll's übel genug ergehen!"

Die Augen des bayerischen Kurfürsten leuchteten förmlich von Mut und kühnem Hoffen, Joseph Klemens wollte erwidern, doch er bezwang sich, um nicht der Stunde des Abschieds eine bittere Erinnerung beizumengen.

* *
*

Am Abend desselben Tages aber verweilte Max Emanuel, nachdem er das fast alltägliche Hofkonzert ausnahmsweise früher als gewöhnlich verlassen hatte, allein in seinem Arbeitskabinet; ein munteres Feuer prasselte in dem Marmorkamin, auf dessen stark ausladendem Gesimse sich eine kostbare antike Statue, die Göttin des Glücks auf einer Kugel schwebend, befand. Auf dem Schreibtische, bedeckt mit auserlesenen Gegenständen der Kunst und Bequemlichkeit, brannten in zwei goldenen Armleuchtern je sechs Wachskerzen und verbreiteten durch das fürstliche Gemach eine liebliche Helle.

Der Kurfürst las noch einmal das Briefchen seines Sohnes Joseph, dann tauchte er eine der bereit gestellten Federn in das vergoldete Tintengefäß und schrieb folgendes:[1])

Herzliebster Sohn!

Daß Du Dir die Handt hast fieren lassen, umb Schrifflichen bey mir Deine Erste bitt vor die, von mir zu woll verdienter Straff abgedanckhte Compagnie hartschier anzuwendten, hat mir umb desto mehr eine recht Inerliche Verguikhung gemacht, indem ich darauf die guete neigung Deines Gemiets, so Dich zum mitleiden und Sanfftmietigkheit bewegt, habe verspieren khönen: Derohalben

---

[1]) Originalbrief, abgedruckt bei Westenrieder, „Beiträge“ u. s. w., Band I, S. 144 ff.

Deine Vorbitt allein bei mir vermögt, den Parton, umb welchen Du mich gebetten ersagter Compagnie zuertheilen. Ewen Dein guetes Gemieth und andere Gaben, so zu Deinen alter genuegsamb erscheinen, unnd welchen Dich Gott der allmechtige zu Deiner hegsten consultation begnadet machen, das ich mich billich versechen khan, Du werdest auch meine Erste vetterliche Ermanungen also beherzigen, unnd in dein gemieth unnd gedechtnus eintruckhen, daß Du allzeit selbe vor augen haben und solchen nachkhomen werdest, welche bestehen, das Du alzeit

1.) Die Forcht gottes vor allen sachen in herzen haben unnd gedenkhen solleſt, das aller anfang Deines zeitlichen unnd ewigen glickhs von dem selben herriehren unnd khomen.

2.) Den gehorsam gegen mir unnd denen Jenigen, so zu deiner Education ohne einzige widerspenzdigkheit zu beobachten, unnd gedenckhen daß, wan man Dir etwas unntersagt oder ermant, wan es Dich auch schon hart ankhombt, alles zu Deinen besten angesechen seye.

3.) Wan Du von tugenden Deiner voreltern oder andern grossen Firsten erzellen höreſt Dich nach proportion Deines alters selbe zu imidiren befleissest, herentgögen abscheuchen von allen Lastern haben solleſt.

4.) Gleich wie nichts schöners an einen großen Fürsten, als alle seine wissenschaften zu haben, also mach Dir ein begiert alles zu lernen, unnd

zu wissen, was einen Fürsten woll anstehet, deß=wegen sey nit verdrießlich, bei Deinen jezigen Jun=gen Jahren Dich in solchen anfang unnderweisen zu lassen unnd alles von Deinen meistern die Dir werden zugegeben billich anzunemben.

5.) Ermane ich Dich absonderlich den zorn zu meistern unnd Dich zu überwündten, auch thuest desto mehr, Dich darzue anwendten, weillen es scheint das Dein natur dahin incliniert.

6.) Lestlichen seye niemals undanckhbar gegen allen denen Jenigen, die vor Dich arweithen unnd sorgen, auch denen, die Dir threu dienen gedenckhe, daß eine von denen großen glickhseligkeiten eines Fürstens, denen leithen khönen guetes thuen, nun billich Dir Deine Erste bitt nit abgeschlagen, also hoffe ich billich Du wirst mir auch dise meine Erste begehren geweren unnd mithin alles glickh unnd Seegen von himel über Dich ziehen, welches ich Dir von threuisten Vetterlichen herzen wünsche. auch aus Ewen diesen von grundt derselben meinen Vetterlichen Seegen hiermit ertheille, und bestendig verbleibe

Dein gueter und threuer Vatter

Prüssl den 22. novemb. 1697.

Max Emanuel
Churfirst.

Als der Statthalter diesen Brief geendigt hatte, lehnte er sich wie zum Ausruhen in den mit ver=

goldeten Schnitzereien reich geschmückten Armsessel zurück und mit halb geschlossenen Augen gab er sich einem schönen, von heiteren Bildern erfüllten Traume hin.

Über dem blondgelockten Haupte seines Kindes sah er eine mächtige Krone erstrahlen, sich selbst als den beglückten Vater des ersten Herrschers der Welt in Madrid, der Hauptstadt des sonnenbeglänzten Spaniens, an der Seite des neuen Monarchen Einzug halten. Häuser und Straßen prangen im Festkleide, alles duftet und leuchtet von Blumen und Farben und der jubelnde Zuruf von tausend und abertausend Menschen begrüßt den jungen Wittelsbacher, den Erbprinzen Bayerns, jenseits der Pyrenäen.

* *
*

Schon neigte sich das Jahr 1698 seinem Ende zu, als durch den Kanal La manche eine herrliche Flotte, die schwellenden Segel vom Winde gebläht, gegen Osten steuerte. Sie kam von den fernen Gestaden des südlichen Spaniens herangerauscht und war bestimmt, den Prinzen von Asturien wie im Triumphe nach seinem zukünftigen Weltreiche zu verbringen. Wer aber war der Prinz von Asturien?

Kein anderer als der kleine, noch nicht siebenjährige Joseph Ferdinand, der Sohn Max Emanuels, des Kurfürsten von Bayern und Statthalters der Niederlande!

Die Rücksichtslosigkeit, mit welcher die Höfe in Versailles und Wien die spanische Erbschafts-frage zu lösen suchten, indem sie noch bei Lebzeiten des Königs Karl eine förmliche Teilung der Welt-monarchie verabredeten, hatte den sterbenskranken König aufs äußerste erbittert.

Mit raschem Entschlusse durchkreuzte er die mehr als kühnen Pläne jener habgierigen Mächte, setzte den bayerischen Prinzen Joseph Ferdinand zum Universalerben der gesamten, spanischen Mo-narchie ein und ernannte ihn sofort zum Prinzen von Asturien.

Ebenso groß als der Jubel über diese uner-wartete Erhöhung des wittelsbachischen Hauses in Bayern war, ebenso groß war auch die Über-raschung und Entrüstung derjenigen Mächte, die bereits mit größter Zuversicht das unermeßliche Erbe zu erhalten, ja schon in Händen zu haben glaubten.

Der glücklichste der Menschen war aber in diesen Zeiten Max Emanuel. Wie mit Zauber-schlag sah er ja auf einmal seine kühnsten Träume verwirklicht, ja übertroffen!

Sein Sohn der alleinige Erbe der größten Monarchie des Erdkreises! Welche Aussichten voll des Glanzes und der Ehre, des Reichtums und der Macht eröffneten sich nun dem Hause Wittels-bach für die Zukunft!

Max Emanuel war wie trunken vor Freude und Glück. Mitten im Winter sollte sein Söhnchen

zu ihm nach Brüssel kommen, an der Seite des künftigen Königs eines Weltreiches wollte er noch einige Zeit die langweiligste aller Jahreszeiten verleben. Langweilig? Eigentlich nicht: auch im Winter wurde in Brüssel am Hofe des Statthalters der Niederlande mit ungewöhnlicher Pracht und gewaltigem Aufwande Fest an Fest gereiht. Aber der kleine Joseph, jetzt der Inbegriff all seines Glückes, mußte in seiner Nähe sein: dann erst konnte und wollte er sich den Freuden und Lustbarkeiten der Saison mit ganzer Hingabe widmen!

Antonia, des Erbprinzen Mutter, lag in der kaiserlichen Gruft zu Wien begraben, in München war der künftige König zumeist von fremden Menschen umgeben, — besser also, wenn er vor der Abreise in sein künftiges Königreich noch an der Seite des Vaters in Brüssel verlebte.

Oder sollte seine Stiefmutter Therese den Knaben noch den Winter über bei sich in der churfürstlichen Residenz zu München behalten wollen?

Der Gedanke erschien dem Statthalter wenig wahrscheinlich und im übrigen hatte ja in dieser Beziehung sein Wille allein zu entscheiden!

Was nun aber die Kurfürstin Therese, die edle polnische Königstochter, in ihren Beziehungen zu dem kleinen Joseph anbelangte, so täuschte sich hier Max Emanuel in gewaltiger Weise.

Denn als er wirklich in einem an seine Gemahlin gerichteten Briefe die Absicht kundgab, den jungen Prinzen noch während des Winters nach

Brüssel verbringen zu lassen und dieselbe auch in der That zur Ausführung gelangte, da konnte sich die hohe Frau der Thränen nicht enthalten, ihr war's, als ob sie sich von dem lieblichen Kinde trennen müßte auf lange, lange Zeit, — auf Nimmerwiedersehen!

* * *

Das Ballfest im Palaste des Statthalters der Niederlande versprach einen geradezu glänzenden Verlauf zu nehmen. Die Botschafter und Gesandten der fremden Mächte, sowie die höchste Aristokratie der Hauptstadt hatte sich, strahlend von Gold und edlem Gesteine, in den Prachtsälen des hohen Gastgebers eingefunden, um zum so und so vielten Male sich dem ganzen Zauber des Glanzes und der Pracht hinzugeben, wie dieselbe am Hofe des glücklichen Bayernherrschers in fast unerschöpflicher Fülle geboten wurde.

Und glücklich war ja Max Emanuel, glücklich, wie nur ein Sterblicher sein konnte!

Herrscher über ein Volk, auf dessen Liebe und Treue er so fest wie auf Felsengrund bauen konnte, Statthalter über ein Land, dessen Reichtum groß und dessen Handel und Gewerbe blühend war, und Vater eines Sohnes, der zum Erben eines Weltreiches bestimmt wurde, zu dessen Einholung nach Spanien eine mächtige Flotte an der Mündung der Schelde bereits seit Wochen vor Anker lag — in der That, die Götter, hätten sie noch wie ehe-

dem die Welt regiert, mußten auf das Glück dieses Mannes neiderfüllte Blicke werfen!

Jetzt ließen sich in dem eigentlichen, von vielen hundert Wachskerzen fast taghell erleuchteten Festsaal schmetternde Fanfaren vernehmen: sie verkündeten das Erscheinen des königlichen Statthalters und mit ihm den Beginn der Festlichkeiten.

Die hohe und schlanke Gestalt des bayerischen Kurfürsten, die Brust von blitzenden Ordenskreuzen bedeckt und an rotseidenem Bande vorn am Halse das goldene Vließ befestigt, zeigte sich am Eingange des Saales.

Eine Reihe prächtig gekleideter Edelknaben, die in der Rechten je eine brennende Wachsfackel trugen, schritt dem Statthalter mit seinem Gefolge teils voraus, teils schloß sie den glanzvollen Zug.

Beim Souper, das gegen Mitternacht eingenommen wurde, wollten solche Gäste, denen die Auszeichnung zu teil wurde, ihre Plätze nahe beim Statthalter angewiesen zu erhalten, die Bemerkung machen, daß sich in den Zügen des hohen Gastes, so sehr er dies auch zu verbergen suchte, eine gewisse Unruhe, eine Art ängstlichen Wesens zeigte.

Die Bemerkung schien nicht ohne Grund zu sein, denn kurz nach Beendigung des prunkvollen Mahles verließ zu nicht geringer Überraschung der Gäste Max Emanuel das Fest, unruhigen, hastigen Schrittes suchte er auf einmal dem rauschenden Treiben zu enteilen.

Währenddem aber das Fest nach dem Wunsche

des Statthalters selbst seinen ungestörten Fortgang nahm, begab sich dieser, nur von einem Kammerherrn gefolgt, in die Gemächer eines entlegenen Flügels des Palastes, welche dem jungen Herzoge von Asturien während seines Aufenthaltes in Brüssel waren zur Verfügung gestellt worden.

Auf der Schwelle eines hell erleuchteten Vorzimmers trat dem Kurfürsten ein Kammerdiener leisen Schrittes entgegen.

„Wo ist der Leibarzt?“ fragte Max Emanuel kurz.

„Bei dem durchlauchtigsten Herzoge.“

Auf einen Wink des Statthalters öffnete der Diener leise die Thür des folgenden Gemaches. Dasselbe war verhältnismäßig nur schwach beleuchtet, die Figuren des Gemäldes oberhalb des seidenen Bettes, in welchem der zukünftige Herrscher eines Weltteiles ruhte, konnte man nur in ihren äußeren Umrissen erkennen. Das von einem niederländischen Meister gemalte Bild stellte Jesus auf dem Ölberge dar. Die Jünger lagerten in der Nähe, tiefer Schlaf hielt sie umfangen, dem Heilande aber reichte ein Engel, von einem sanften Lichtschimmer umflossen, den Kelch des Leidens dar.

Neben dem Fußende der kunstvoll gearbeiteten Bettlade saß in einem Ruhesessel, das Haupt nach vorn gebückt und die Augen auf den schlummernden Prinzen sorglich gerichtet, der treue Leibarzt Don Luis.

Beim Ansichtigwerden des Kurfürsten wollte

sich der Mann der Heilkunde sofort erheben, aber Max Emanuel kam dieser Absicht zuvor und die von feinem, weißen Leder überzogene Hand sanft auf die Schulter des greisen Arztes legend und ihn damit zum Sitzenbleiben auffordernd, fragte er leise: „Wie steht's mit dem Prinzen, Don Luis? Er schläft?“

„Ja, durchlauchtigster Herr,“ entgegnete der Gefragte in eben demselben Tone, „seit einer Stunde etwa, Gott sei's gedankt!“

„Und Ihr glaubt, daß sich das Unwohlsein in einigen Tagen heben wird?“

„Zuversichtlich, Durchlaucht! Wenn kein neuer Zwischenfall eintritt, vielleicht schon innerhalb vier=undzwanzig Stunden.“

„Das gebe Gott! Doch seht, er bewegt die Lippen, es ist, als ob mein Sohn sprechen möchte.“

Don Luis sah mit unverhohlenem Schrecken auf seinen hohen Patienten; sollte derselbe schon wieder erwachen? Das wäre ein etwas beun=ruhigendes Symptom!

Wirklich suchte sich jetzt der Knabe im Bette aufzurichten, seine kleinen Hände streckte er wie abwehrend vor sich hin und, indem sich auf dem ungewöhnlich geröteten Gesichte deutlich die Spu=ren einer inneren Angst bemerklich machten, rief der Prinz einige unverständliche Worte.

„Joseph,“ flüsterte Max Emanuel, sich liebevoll zu dem Knaben herniederbeugend, „mein teures

Kind, was sagst du doch? Komm', sieh' mich an, erkennst du mich?"

„Fort, fort," rief der kleine Knabe in steigender Angst, ohne auf die Worte oder auch nur die Anwesenheit seines Vaters irgendwelche Rücksicht zu nehmen und die Augen nur zur Hälfte öffnend, „fort, er soll nicht kommen, nein, ich will nicht!"

Betroffen, von geheimem Grauen erfaßt, blickte der Statthalter der Niederlande auf den Leibarzt.

„Was soll das sein?" fragte er bebend, „der Prinz redet ja, Ihr seht doch, im Fieber!"

„Keine Sorge, durchlauchtigster Herr," entgegnete jener mit immer noch gleicher Zuversicht, „der gnädigste Prinz träumte nur aufgeregt, nichts weiter."

Eine längere Stille trat ein; von ferner her ließen sich die leisen Klänge des Hoforchesters vernehmen, um durch seine fröhlichen Weisen die Tanzlust der hohen Gäste des Statthalters eben aufs neue anzuregen.

Max Emanuel aber begab sich nach einiger Zeit nicht ohne inneres Widerstreben zum Feste zurück.

Am liebsten wäre er an der Seite seines Kindes geblieben. Doch um dem Unwohlsein des Prinzen, wie es der Leibarzt ja selber bezeichnete, eine in den Augen der Gäste, besonders der anwesenden Granden von Spanien nicht zu weit tragende Bedeutung zu geben, beschloß er, dem weiteren Verlaufe des Festes wieder anzuwohnen, eine Absicht, deren Verwirklichung von der zahl-

reichen Festversammlung auf das freudigste begrüßt wurde. — Unterdessen erfuhr das „Unwohlsein“ des Prinzen wider alles Erwarten eine plötzliche Verschlimmerung.

Als der zukünftige König von Spanien etwa eine Stunde nach der Entfernung seines hohen Vaters auf einmal schwer zu atmen begann und dabei mehrmals schmerzlich stöhnte, wie von innerer Qual gepeinigt, zog der Leibarzt ein spitzenbesetztes Tuch immer häufiger aus der Tasche seines Leibrockes, um sich den Angstschweiß von der Stirne zu trocknen.

Sollte er sich etwa in dem Charakter des Unwohlseins getäuscht haben? Entsetzlicher Gedanke, geeignet, einen Menschen geradezu zum Wahnsinn zu treiben.

Jetzt wieder stöhnte der Herzog von Asturien laut auf.

„Gnädigster Prinz,“ flüsterte Don Luis, sich über das bleiche Gesicht des Kindes niederbeugend, „bitte, habt Ihr Schmerzen? Wo?“

Da öffnete der Knabe die Augen, sie zeigten einen matten, fast erloschenen Blick.

„Vater,“ lispelte der Knabe, „sieh' doch die vielen schönen Blumen, lasse sie auch der Mutter bringen!“

„Prinz,“ sprach der Leibarzt mit bebender Stimme, „erkennt mich doch! Euer durchlauchtigster Herr Vater war soeben hier, ich aber bin . . .“

„So komm' doch,“ fuhr der Knabe weiter,

ohne auf die Rede des Sprechenden zu hören, „die Mutter wartet schon, sie winkt mir. Ah, welch ein schönes Kleid sie hat, weiß, und goldene Sterne sind darin gestickt! Aber was siehst du so traurig?“

Laut ächzte bei dieser Frage der kleine Prinz und, mit der fieberheißen Hand nach der Stirn greifend, preßte er die kleinen Finger so fest darauf, als wollte er sie ins Gehirn drücken.

Nun aber öffnete Don Luis die Thür des Schlafgemaches und trat in den von Wachskerzen hell erleuchteten Vorsaal hinaus. Einer der dort harrenden Lakaien war eben im Begriffe, dem Begehren des vom Kurfürsten abgesandten Marquis de Leblanc nachzukommen und den Leibarzt zu kurzer Berichterstattung herauszurufen, als dieser selbst erschien und die Erfüllung des allerhöchsten Befehles dadurch eine wesentliche Vereinfachung erhielt.

„Eh bien,“ rief der Marquis ziemlich laut, er befand sich eben in heiterer Feststimmung und einem Anfluge von Weinlaune, „wie steht das Befinden Serenissimi? Die Besserung hält an, was?“

„Herr Marquis,“ entgegnete Don Luis mit fast bebender Stimme, „ich bitte, dem Herrn Kurfürsten unterthänigst zu vermelden, daß ich Seine Durchlaucht dringend bitte, sich sofort zum Prinzen zu begeben.“

„Was?“ fragte der Marquis betroffen, „warum denn, ist die Sache so schlimm?“

„Sehen Sie selbst, Herr Marquis," entgegnete der Arzt und mit diesen Worten schritt er leise auf die Portière des Gemaches zu und ließ den kurfürstlichen Abgesandten dem Bette des Kranken nähertreten.

„Mon dieu," flüsterte dieser sichtlich erschreckt, „das Aussehen des durchlauchtigsten Prinzen ist ja partout verändert, was mag da vorgegangen sein?"

„Mir unbegreiflich," stammelte der Leibarzt, dessen Angst von Minute zu Minute sich steigerte, „wir müssen ein Konzilium der tüchtigsten Medici von Brüssel . . ."

„Ah, pardon," fiel der Marquis dem Sprechenden lebhaft in die Rede, „auf keinen Fall! Seine kurfürstliche Durchlaucht würden dadurch aufs äußerste irritiert werden und das gerade à ce moment, in den Tagen der Festfreude! Nein, mon cher ami, c'est impossible!"

„Aber, Herr Marquis," nahm Don Luis in steigender Erregung wieder das Wort, „als Leibarzt Seiner kurfürstlichen Durchlaucht muß ich ganz entschieden bitten, daß höchstderselben von der eingetretenen Wendung im Befinden des Herzogs citissime Bericht erstattet werde! Wenn der Herr Marquis nicht will, so muß ich am Ende . . ."

„Quelle histoire!" rief der Marquis de Leblanc fast ärgerlichen Tones, „bevor Ihr, mein lieber Medicus, mit der Miene eines — pardon! Leichenbitters die Räume der Freude und Fröhlich-

keit betretet, will ich am Ende selber die heikle Mission übernehmen. Adieu, mon cher, adieu!“

Leisen, elastischen Ganges entfernte sich der Marquis, der Leibarzt aber begab sich wieder dicht an das Lager seines hohen Patienten, und das von einer mächtigen Alongeperücke bedeckte Haupt der schweratmenden Brust desselben nähernd, glaubte er ein aus dem Schlunde kommendes, eigentümlich rasselndes Geräusch zu vernehmen; kein Zweifel: das anfängliche „Unwohlsein“ entwickelte sich zu einer vielleicht gefährlichen Krankheit, die bisherige Diagnose war eine falsche gewesen!

* * *

„Aber ich bitte Euere Durchlaucht, solche — Grillen doch einmal endgiltig aufzugeben!“

„Grillen, Madame? Wenn es aber Ahnungen wären?“

Die Marquise de Bouillé, eine junge Frau von auffallender Schönheit, schlug mit koketter Fertigkeit ihren Elfenbeinfächer zusammen und erhob ihn mit scherzhaftem Drohen gegen ihren hohen Gesellschafter, den Kurfürsten und Statthalter Max Emanuel.

„Wann also ist die Abreise des Herzogs, dessen leichte Unpäßlichkeit dem bekümmerten Vaterherzen so schweres Leid verursacht, festgesetzt?“

„In längstens acht Tagen!“

„Und Euer Durchlaucht geben das Geleite?“

„Bis Calais.“

Neuerdings ertönten in diesem Augenblicke die rauschenden Klänge der Musik, doch luden sie dieses Mal nicht zur gemessenen Polonaise oder zum graziösen Menuett ein, sondern es ertönten die kräftigen Weisen eines Marsches, und der Oberstceremonienmeister bat den Statthalter unter tiefer Verbeugung um die Erlaubnis, das Zeichen zum Beginne eines „Festspieles“ geben zu dürfen, das seit mehreren Wochen in aller Stille war vorbereitet worden.

„Was für Überraschungen!“ rief Max Emanuel heiter lächelnd, indem er mit leichtem Kopfnicken die nachgesuchte Erlaubnis erteilte, dann aber sich sofort von dem blumengestickten Armsessel erhob, der Gräfin de Bouillé die Hand reichte und sie in den Hauptsaal zurückgeleitete. Die Augen der schönen Frau, welche sich an diesem Feste der ganz besonderen Aufmerksamkeit des Statthalters zu erfreuen hatte, leuchteten förmlich vor Glück und Triumph; so manche Blicke des Neides und sogar der Wut wurden gleich spitzen Pfeilen auf sie gerichtet, aber die Marquise beachtete sie teils gar nicht, teils erhöhten sie nur das Gefühl ihrer Freude.

Nachdem Max Emanuel den ihm bestimmten Ehrenplatz eingenommen, teilte sich im Hintergrunde des großen Saales der bisher mit Blumen und Zierpflanzen verdeckte blauseidene Vorhang und die einzelnen Gruppen des Festzuges begannen

sich unter den Klängen eines Kriegsmarsches zu entwickeln, und langsamen Schrittes vor den Augen des Gefeierten und der Gäste desselben vorüberzuwandeln.

Dem Ganzen lag die Idee einer Huldigung zu Grunde, welche die verschiedenen Volksstämme der spanischen Monarchie dem Herzoge von Asturien, ihrem zukünftigen Könige, darbrachten.

Da sah man in den buntesten, farbenprächtigsten Trachten Spanier, Italiener und Niederländer, jede Nation wieder nach einzelnen Stämmen, Ständen und Gewerben gesonderte Gruppen bildend. Das meiste Staunen erregten die Indianer, welche, mit Federn und Perlen geschmückt und in den Ohren schwergoldene Ringe tragend, mit großer Naturtreue jene wirklichen Bewohner des fernen Amerikas zur Darstellung brachten.

Als der ganze Zug zum zweitenmal an dem über die sinnige Überraschung hocherfreuten Statthalter vorübergekommen war, formierte er sich vor dem mittlerweile wieder geschlossenen Hintergrunde zu einer großartigen Gesamtgruppe.

Auf einmal nun teilte sich der mächtige Vorhang aufs neue und von blendendem Lichtglanze umstrahlt zeigte sich ein ergreifendes Bild: auf sonnigem Hügel, fast ganz von Blumen bedeckt, schlummerte ein reizender Knabe.

Beim ersten Blick, — so täuschend war die Nachahmung gelungen, — erkannte man in ihm den künftigen Herrscher Spaniens, Max Emanuels.

Sohn, Joseph Ferdinand. Die leise Melodie der Musik, welche bisher den Schlummernden in liebliche Träume gewiegt haben mochte, ging allmählich in lebhaftere Weisen über, der Kranke erwachte, richtete sich halb in die Höhe und im selben Augenblicke senkte sich, indes die Musik einen Siegesmarsch ertönen ließ, von oben auf rosafarbenen Wolken eine liebliche Erscheinung hernieder: die Glücksgöttin war es, Fortuna!

Das schöne Weib, in wallende Schleier gehüllt, stand oder vielmehr schwebte auf einer goldenen Kugel; in der Linken trug sie eine schimmernde Königskrone und mit holdseligem Lächeln hielt sie dieselbe über dem blondgelockten Haupte des Knaben. Die Rechte aber führte ein wallendes Banner, das Wappen des Hauses Wittelsbach in seiner Mitte und darüber in goldener Schrift den Spruch eingestickt: Fortes Fortuna adiuvat!

Der Eindruck, den dieses Bild auf alle, in erster Linie auf den bayerischen Kurfürsten ausübte, war ein geradezu ergreifender und lauter Beifall ertönte, desto stürmischer, weil er nicht aus Zwang, sondern aus wirklicher Bewunderung erfolgte.

Die huldigenden Gruppen aber senkten unter stürmischen Jubelrufen ihre Kniee und begrüßend streckten sie Hände und Arme zu dem neuen Herrscher empor.

„Und jetzt, à ce moment," murmelte der Marquis de Leblanc vor sich hin, während ihm,

je näher er sich durch das Gedränge hindurch zu dem Statthalter Platz zu verschaffen suchte, helle Schweißtropfen auf die Stirne traten, „jetzt soll, jetzt muß ich Seiner Durchlaucht den Auftrag dieses Don Luis ausrichten, es ist die höchste Zeit, seit einer Stunde schon suche ich der lästigen Affaire loszuwerden."

„Im Spiele kein Glück?", rief im nämlichen Augenblicke, während de Leblanc an Max Emanuel endlich heranzukommen suchte, der Herzog von Geldern, „und das sagt derjenige, welcher gegenwärtig der glücklichste Mann unter der Sonne ist!"

„Pardon, mille fois pardon!" unterbrach jetzt der Marquis de Leblanc die Unterredung, „Euere kurfürstliche Durchlaucht, — aber bitte keine Emotion! — möchten sich pour un moment zu allerhöchst Ihrem Herrn Sohne, dem Herzoge, begeben, Don Luis . . ."

Weiter konnte der Marquis den begonnenen Satz nicht führen, denn Max Emanuels Antlitz überzog auf einmal eine fahle Bläße und, die Hand des Grafen in fiebernder Angst umklammernd, fragte er leise, doch mit zitternder Stimme: „Um Gottes willen, was ist's, Marquis, Ihr erschreckt mich! Sprecht, sprecht, ich beschwöre Euch, was habt Ihr mir zu melden?"

„Nochmals bitte ich Euer Durchlaucht in tiefster Devotion, keine unnötige Erregung! Das Befinden des gnädigsten Prinzen hat sich etwas verschlimmert . . ."

„Ah, verschlimmert! Und das sagt Ihr erst jetzt?“

„Was sollte ich mitten in diese Lust das Gespenst der Sorge treten lassen? Quelle cruauté!“

Ohne die weiteren Entschuldigungen des Hofmannes mehr anzuhören, hatte sich Max Emanuel schon im nächsten Augenblicke von Zunächststehenden zu deren grenzenloser Verwunderung aufs schnellste verabschiedet und dann, von einer schrecklichen Angst ergriffen, zu den Gemächern des Herzogs von Asturien begeben.

Noch aber war der Kurfürst daselbst nicht angelangt, als die Kunde von der ernstlichen Wendung, welche das vermeintliche Unwohlsein des künftigen Königs von Spanien zu nehmen drohte, gleich einem Blitzstrahl in das fröhliche Treiben der Gäste des königlichen Statthalters drang.

An Stelle des sorglosen Lächelns und der fröhlichen Festlaune war jetzt auf einmal Angst und Bestürzung auf allen Gesichtern zu lesen, manche von den mit Gold und Juwelen bedeckten, in voller Schönheit erstrahlenden Damen zog das leichte, spitzenbesetzte Taschentuch und erdrückte eine entstehende Thräne, auf daß sie nicht allzu verräterisch über die geschminkte Wange herabrolle.

In weniger als einer Viertelstunde aber waren die Festsäle, in denen noch soeben bei Kerzenglanz und Blumenduft und den verlockenden Klängen einer rauschenden Musik die Sinne sich mehr als gesättigt hatten, — verödet.

Wie wenn der rauhe Herbstwind über die blumengeschmückten Fluren streicht und mit eisigem Hauche Duft und Farbe tötet, also war auch in den Palast „des glücklichsten Mannes unter der Sonne“, statt der alles belebenden Freude, auf einmal die bleiche, verzehrende Sorge eingezogen.

* * *

Noch lag starre Finsternis über der Erde, — man stand in den ersten Tagen des Februars, — als in dem Palaste des königlichen Statthalters der Niederlande sich ein wahrhaft herzerschütterndes Ereignis vollzog.

Der bayerische Erbprinz und künftige König Spaniens und all der in und außer Europa liegenden spanischen Nebenländer lag im Todeskampfe.

Während ein ganzes Kollegium von Ärzten in den Nebenzimmern mit dem Aufgebote alles Scharfsinns und aller erdenklichen Kunst, die Wissenschaft und Erfahrung bot, dem Tode die vornehme Beute abzuringen bemüht war, der unglückliche und unselige Leibarzt Don Luis aber geistig und körperlich gebrochen in einem Lehnstuhle saß, ein Bild des Jammers, der Unfähigkeit und Fassungslosigkeit, kniete Max Emanuel am Bette des heißgeliebten Kindes, des Inbegriffs all seines Lebensglückes und mit thränenleeren Augen flehte er zu demjenigen um Erbarmen, der hier allein noch zu helfen vermochte.

War es denn Wirklichkeit, grausame Wirklichkeit, was er da alles erlebte oder hielt ein böser, entsetzlicher Traum die gemarterte Seele umfangen?

Aber, bei Gottes Barmherzigkeit: es war kein Traum, es war grauenvolle Wirklichkeit!

Fest hielt er die erkaltende Hand seines kleinen Lieblings in der seinigen; war denn all die Liebe seines väterlichen Herzens, das heiße, brennende Verlangen der sehnenden Brust nicht imstande, den erbarmungslosen Tod von der Schwelle dieses Gemaches hinwegzubannen?

„Mein Gott, mein Gott," rief der Arme mehr als einmal aus und er preßte die Hände an die beiden Schläfen, als fürchtete er ein Zerspringen des im Fieber glühenden Hauptes, „nimm mich von dieser Welt hinweg, aber lasse dies Kind hier, unschuldsvoll wie deine Engel im Himmel oben, am Leben und nimm mich dafür zum Opfer hin!"

Aber die Bitte fand keine Erhörung! —

Seit einer Stunde war Joseph Ferdinand, der bayerische Kurprinz und ernannter Herzog von Asturien, tot.

Aber Max Emanuel wollte, konnte daran nicht glauben. Wie geistesabwesend saß er noch in derselben Haltung des Körpers am Bette, in der er sich befunden hatte, als sein Söhnchen das junge Leben verhauchte.

Keiner der Höflinge wagte es, dem ungeheuren und unsagbaren Schmerze dieses Mannes durch ein Wort des Trostes entgegenzutreten: so heilige

Scheu hatte alles vor der Größe eines derartigen Schicksalsschlages.

Nur ein greiser Priester näherte sich endlich dem Verzweifelnden und als es ihm gelungen war, dessen Blicke auf sich zu lenken, wies er schweigend, aber voll milden Ernstes auf das Gemälde oberhalb dem Haupte des entschlafenen Kindes hin: ein sanfter Lichtstrahl der soeben erwachten Morgensonne glitt über dasselbe hinweg, Christus auf dem Ölberge lag, von tiefster Seelenangst durchschüttert, halb zu Boden, betend: Vater, nimm diesen Kelch hinweg von mir: doch nicht, was ich will, geschehe, sondern was du willst!

Ein schwerer Seufzer entrang sich beim Anblick dieses Bildes der Brust Max Emanuels. Dann erhob er sich, allein, ohne Beihilfe, und schritt, einen letzten Blick auf sein zerschelltes Glück werfend, von der Stätte des Todes hinweg. Es war, als ob er mit einem Male einen inneren Trost gefunden hätte.

VI.

Im heiligen Kampfe.

„Nach Ungarn also möchten die Österreicher unsere Söhne hinunterspedieren oder gleich gar ins Tirol und Welschland? So weit ist's schon gekommen?“

Der Sprechende, ein noch rüstiger und stämmiger Bauer aus dem bayerischen Oberland, ballte mit zornigem Blicke die schwielige Hand und schlug damit ziemlich unsanft auf den schweren Tisch nieder, der sich in einer Ecke der niedrigen Gaststube befand.

‚Ich bitt' dich ums Himmels willen, Balthes,‘ nahm der gegenübersitzende Zechgenosse, ein stark beleibter Münchner Bürger, das Wort, ‚sei vorsichtig mit deinem Reden! du glaubst gar nicht, was sich gegenwärtig bei uns in München für schlechte Menschen, meist bezahlte Spione, herumtreiben.‘

„Spione? Das fehlte noch!“

‚Wenn ich dir's sage: erst vor acht Tagen ist der Metsieder Neumann, ein guter Bekannter, von mir, durch einen verkappten Österreicher ausgehorcht und dann beim Grafen von Löwenstein angezeigt worden; der hat ihn alsdann verhaften lassen.‘

„Wer ist denn dieser Graf von Löwenstein?“

‚Der ist gegenwärtig bei uns in München der oberste Zivilbeamte, wir stehen ja jetzt ganz unter österreichischer Verwaltung.‘

„Und was ist's mit dem Neumann?“

‚Den hat man seitdem nicht wieder gesehen; mich dauert nur sein armes Weib mit den sechs Kindern.‘

„Ja, hat denn der alte Leopold gar kein Einsehen, fürchtet sich der gar nicht vor unserem Herrgott?“

‚Der alte Leopold? Mit dem hat der Himmel schon abgerechnet.‘

„Wie so?“

‚Du wirst doch wissen, daß er gestorben ist?‘

„Was du sagst! Das erste Wort, das ich darüber höre.“

‚Das ist aber stark, wirklich stark,‘ rief der Münchner Bürger voll Verwunderung und nicht ohne ein gewisses Selbstbewußtsein aus, ‚ei, sag' du mir doch, lieber Vetter, erfahrt denn ihr in eueren Bergen gar nichts von dem, was draußen in der Welt vorgeht?‘

„Wie es scheint, allerdings," erwiderte der Gefragte etwas gereizt; „das ist aber, mein' ich, just kein besonderes Unglück! Seit den paar Stunden, wo ich mit dir beim Bierkrug sitze, hast du mir, lieber Zeugschmied, nur von lauter Unglück und Elend erzählt, was ihr da in der Stadt herinnen, seit in ihr die Österreicher das Regiment führen, auszustehen habt; meiner Seel', da ist mir's in unseren Bergen drinnen alleweil noch lieber. Oder," fuhr der treuherzige Balthes nach einer kleinen Pause fort, „ist's etwa anders?"

‚Leider Gottes nein!', versetzte drauf der Bürger, ‚das Unglück und die Not wird immer ärger. Seit der fürchterlichen Schlacht, in der sie unserem Kurfürsten so bös mitgespielt haben, wie heißt denn nur gleich der Ort?'

„Blind . . ."

‚Richtig, du bringst mich drauf: Blindheim oder Höchstädt heißt er: also, seit dieser Schlacht, sag' ich, wo wir mit den Franzosen im Bunde trotz aller Tapferkeit sind aufs Haupt geschlagen worden, seitdem ist unser armes Bayerland ruiniert, völlig ruiniert, sag' ich dir!'

„Wie heißt denn also der neue Kaiser?"

‚Joseph heißt er; man sagt . . .'

Die beiden Männer rückten jetzt noch näher zusammen und führten die Unterhaltung mit möglichst gedämpfter Stimme. Im Eifer des Gespräches aber bemerkten sie nicht, daß sich hinter ihrem Rücken auf einmal leise eine verborgene Thür

öffnete und ein Mensch mit einer wahren Verbrecherphysiognomie unhörbar einem kleinen Seitentische zuschritt und sich daselbst auf einem Stuhle niederließ.

Scheinbar in die Lektüre eines Schriftstückes vertieft, hielt er dennoch mit dem Eifer eines lauernden Raubtieres Auge und Ohr auf die beiden Gäste gerichtet, vielleicht konnte ihre Unvorsichtigkeit oder Erregung ihm wieder ein paar österreichische Gulden als Lohn des Angebers verdienen helfen.

Seine Bemühungen nach dieser Richtung hin mußten ziemlich raschen Erfolg haben, denn plötzlich erhob er sich, schritt mit einem grinsenden Lächeln an den beiden vorüber und dann durch den Haupteingang des Wirtshauses auf die Straße hinaus.

„Was war denn das für einer?“ fragte Balthes treuherzig den Zeugschmied.

„Ich kenn' den Menschen nicht, hab' auch gar nicht bemerkt, wie der Kerl hereingekommen ist,“ entgegnete der Gefragte, sich etwas ängstlich nach allen Seiten umblickend.

„Komm', Landsmann,“ fuhr er plötzlich dringender fort, „laß' uns zahlen und dann machen, daß wir fortkommen!“

‚Fällt mir nicht ein,‘ rief der Oberländer entschieden, ‚meinst du etwa, daß sich unsereiner vor so einem Gedanken von einem Menschen fürchtet?‘

Der riesenstarke Mann reckte sich etwas in die Höhe, als wollte er Miene machen, die Wahrheit seiner Behauptung gleich jetzt zu bekräftigen.

‚Übrigens,‘ fuhr er etwas ruhiger fort, ‚haben wir uns ja nicht zu fürchten. Wir haben nichts Unrechtes gesagt und, das mußt du wissen, Zeugschmied, was ich, der Grundner-Balthes aus Tölz, sag', dafür steh' ich auch ein und, wenn's dann sein müßt', vor'm Kaiser selbst will ich meine Sach' vertreten!‘

Im nämlichen Augenblicke schritten unter Voraustritt jenes vorhin erwähnten Menschen zwei österreichische Sicherheitswächter in die Wirtsstube und geradeswegs auf den Oberländer Bauern zu.

„Du hast eine grobe Beleidigung gegen deinen allerhöchsten Landesherrn ausgestoßen,“ herrschte denselben der eine der Wächter an, indem er zugleich seinen Arrestanten mit rauhem Griffe oben am Kragen des grobtuchenen Rockes packte, „du gehst mit auf die Wache, marsch!“

Der Grundner-Balthes sah einen Moment in die Luft, als wollte und müßte er sich erst besinnen, ob er da einen närrischen Traum erlebte oder ob das Wirklichkeit sei. Aber das laute Jammern seines bisherigen Zechgenossen riß ihn schnell aus seiner Betäubung.

„Was,“ rief er, sein gerötetes Gesicht in grimmige Falten legend, „was soll ich? Auf die Wach' soll ich und das mit dir? Du bist, scheint mir,

wohl nicht recht bei Trost, denn sonst könntest du meiner Lebtag nicht so einfältig daherreden!“

„Keine Umstände, frecher Kerl,“ befahl jetzt der Wächter in strengstem Tone, „entweder du gehst jetzt auf der Stelle freiwillig mit oder du bringst dich wegen Widersetzlichkeit auf ein paar Jahre in den Kerker.“

„Ja, um Gottes Barmherzigkeit willen,“ rief jetzt der Grundner-Balthes aus, indem ihm der furchtbare Ernst seiner Lage auf einmal klar vor die Seele trat, „so sagt's mir doch, was ich denn verbrochen hab'? Das darf ich ja doch verlangen, daß du mir frei sagst, warum ich dir auf die Wach' folgen soll?“

„Warum?“ erwiderte der eine Wachmann, während der andere aus seiner Rocktasche Handschellen zum Fesseln hervorlangte, „das frage den da, der muß vor Gericht seine Aussage beschwören, alsdann muß es wohl wahr sein!“

„Alsdann?“ fragte der Bauer in bitterem Hohne, furchtbarer Ingrimm stieg beim Anblicke des elenden Denunzianten, der sich feig hinter einen Tisch zurückzog, in der Brust des ehrlichen Oberländers auf, „weil der grundschlechte Kerl da auf mich hinauflügt . . .“

Mit einem wilden Satze wollte der Bauer wie ein gereizter Tiger auf den Menschen losstürzen, aber die zwei Schergen warfen sich noch rechtzeitig dazwischen und drängten ihn mit derben Griffen und Stößen von seinem Opfer zurück.

„Balthes,“ rief jetzt der Zeugschmied, indem er sich gleichzeitig durch eine geschickte Wendung den Ausweg durch die Thüre sicherte, „denk' an dein Weib und deine Kinder und widersetz' dich nicht!“ Im nämlichen Augenblicke war der übrigens wohlmeinende Ratgeber bereits verschwunden. Aber die Mahnung, die er seinem Zechgenossen gegeben hatte, wirkte bei dem Bauern gleich einem Zauberworte; ja, der Mann hatte recht: er war ja Familienvater, der Ernährer von Weib und Kindern, deren er vier, drei Töchter und einen Sohn, besaß, fernerer Widerstand gegen diese grausamen Menschen konnte vielleicht sein und der Seinigen ganzes Lebensglück zerstören! Kraftlos ließ er plötzlich die Arme niedersinken und reichte die beiden Hände zum Fesseln hin; dann folgte er willig den beiden Schergen, die ihn rasch auf die Wache verbrachten.

„Willst du wohl schweigen, Schlingel,“ schrie der dortselbst anwesende Untersuchungsbeamte den Grundnerbauern an, „oder ich lasse die Anzahl der Stockstreiche, die dir bevorstehen, verdoppeln! Du leugnest also selbst nicht, daß du wider Seine Majestät, den Kaiser Joseph I., deinen jetzigen Landesherrn, einen ganz infamen Ausdruck gebraucht, dich erfrecht hast, Allerhöchstdenselben einen „Tyrannen“ zu nennen?“

„Euer Gnaden,“ entgegnete der Mann aus Tölz, „ich kann und ich will's auch nicht leugnen, daß ich so gesprochen hab'; aber, halten zu Gna-

den, Herr Richter, mein Landesherr ist und bleibt der Kurfürst von Bayern, nicht der . . .“

„Jetzt aber habe ich's satt,“ unterbrach der Österreicher den Sprechenden wütend, „was soll ich mich mit Tölpeln, wie du einer bist, lange herumstreiten, das wäre das Wahre! Herr Profoß, führt den alten Burschen ins Gefängnis, drei Monate denk' ich, jede Woche zwei Fasttage, werden vorläufig genügen, ihm über die Person seines Landesherrn und den Respekt, den er ihm schuldet, bessere Begriffe beizubringen! Vor der Abführung in den Arrest aber, — Ihr versteht mich!“

Der Beamte machte mit der Hand eine nicht mißzuverstehende Bewegung, die der Gerichtsdiener sofort richtig zu deuten wußte.

Eine Stunde darauf lag der Grundner-Balthes in einem dunklen und feuchten Gelasse eines Gefängnisturmes. Wenig oder gar nichts vermochte er zu denken, ein Fieberschauer durchschütterte den Körper und der von den Stockhieben des Profossen stark angeschwollene Rücken verursachte dem unglücklichen Manne furchtbare Schmerzen. Aber die moralische Mißhandlung, das Unrecht, das er erlitten, schmerzte ihn noch weit mehr und drohte, ihn der Sinne, ja des Verstandes zu berauben.

* * *

Auf der Straße, welche von München aus entlang dem grünen Isarthale nach Wolfrats-

hausen und Tölz führt, schritt in starker Gangart ein bereits älterer Mann.

Sein Haar war stark ergraut, die ganze Erscheinung, wenn auch nach außen hin noch rüstig erscheinend, machte dennoch bei näherer und längerer Betrachtung völlig den Eindruck eines gebrochenen Menschen.

Der einsame Wandersmann war der Grundner-Balthes aus Tölz, der soeben nach dreimonatlicher Haft war entlassen worden und nun, schon färbte der Herbst das Laub gelb und rot, nach der Heimat zurückkehrte.

Daß er doch nie dieselbe verlassen, nie seine Schritte nach München, der ihm so verhängnisvoll gewordenen Hauptstadt des Bayernlandes, gelenkt hätte! Wie leicht wäre das zu vermeiden gewesen und welch schweres Unglück wäre dadurch vermieden worden!

Als er am Abend des dritten Tages nach seiner Entlassung aus dem Gefängnisse die ersten Häuser des Marktes wieder erblickte, füllten sich ihm unwillkürlich die Augen mit Thränen.

In Ehren, so sagte der Mann zu sich selber, bist du grau geworden, hast durch harte, rechtschaffene Arbeit Weib und Kinder ernährt und nun, am Abend des mühevoll verbrachten Lebens wardst du mit Dieben und Brandstiftern zusammengesperrt, der Ehre beraubt, mit Schimpf und Schande bedeckt!

Was aber hatte er verbrochen? Seit wann

galt Treue gegen den angestammten Herrscher als Missethat, Liebe zum Vaterlande als Schlechtigkeit, Haß gegen Knechtschaft als Sünde?

Kaum mehr erkannte ihn Vroni, sein Weib, kaum mehr seine Kinder, wie sie auf einmal die alte Stubenthür sich öffnen und den so lange vergeblich Ersehnten eintreten sahen.

„Jesus, Maria," rief die Bäuerin dem schwergeprüften Manne entgegen, „bist du 's denn, Balthes, bist du es wirklich? Schlecht wohl, ganz schlecht muß es dir ergangen sein, weil du gar so verkümmert, so abgehärmt dreinschaust!"

Der Bauer aber reichte dem Weibe und den Kindern nacheinander die Hand, doch sprechen konnte er in diesem Augenblicke nichts, den derben Wanderstock stellte er in die Ecke und dann schritt oder vielmehr wankte er der Ofenbank zu und sank darauf erschöpft und ermattet nieder.

Das Gesicht, von einer fahlen Bläße überzogen, bedeckte er sich mit den abgemagerten Händen und dann begann der große, stämmige Mann auf einmal zu weinen, immer lauter, immer heftiger, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen.

„Vroni," sagte er nach einer Weile mit schluchzender Stimme, „du wirst ja schon wissen, wo mich die elenden Menschen die ganze lange Zeit, seit der wir uns nimmer gesehen, zurückgehalten haben. Aber gelt, du, du glaubst noch an mich, du schaust nicht wie die anderen mit

schiefem Blick mich über die Achsel an, als ob auf einmal aus dem Grundner-Balthes ein schlechter Mensch geworden wär'!"

„Red' doch nicht, du mein lieber Mann," gab Broni, aufs neue in Thränen ausbrechend, zurück, „solches Zeug daher, das einem so weh thut, daß man am liebsten sterben möcht'! Seit dreißig Jahren leben wir ja doch mitsammen, haben seit der langen Zeit Freud' und Leid redlich miteinander geteilt und ich weiß, was ich an dir von jeher gehabt hab' und haben werd' in alle Ewigkeit!"

Das brave Weib setzte sich zu ihrem Manne auf die Bank nieder und suchte mit sanfter Gewalt dessen Hände von den rotgeweinten Augen hinwegzuziehen.

„Ist das wahr, Broni?" fragte Balthes und wie ein Schimmer der Freude überflog es das abgehärmte Gesicht des ehemaligen Gefangenen.

„Hast du mich etwa je auf einer Falschheit erwischt?" erwiderte die Gefragte mit wehmütigem Vorwurfe.

„Aber geh', lieber Mann," fuhr sie nach einer Weile in verändertem Tone fort, „lab' dich jetzt an allem, was wir dir bieten können, was magst gern essen, was magst gern trinken?"

„Vorläufig gar nichts, Broni," erwiderte der Bauer, sich mit den Ärmeln seines Rockes die nassen Augenwinkel trocknend, „später, vielleicht später! Aber, wo bleibt denn der Mathies," frug er auf einmal lebhaft, indem er seinen Blick

forschend herumwandte, „ist er denn noch auf dem Felde draußen?“

„Der Mathies,“ wiederholte Vroni mit erzwungener Gleichgültigkeit, während ein fast lähmender Schrecken ihr durch alle Glieder fuhr.

Also wußte er noch nichts von dem entsetzlichen Ereignisse, das sich vor vier Wochen hier in Tölz und in diesem Hause abgespielt hatte?

Müd' von der Feldarbeit war der brave, einzige Sohn des Abends heimgekehrt und bald in seiner Kammer zur Ruhe gegangen. Um die dritte Morgenstunde aber erfolgten auf einmal heftige Stöße, wie von Gewehrkolben, gegen das Thor; auch in anderen Häusern des Marktes wurden die Bewohner auf ähnliche Weise aus dem Schlafe geweckt. „Im Namen des Kaisers,“ ließ sich eine gewaltige Stimme vernehmen, „öffnet die Thür!“

Der also Befehlende war ein österreichischer Offizier an der Spitze einer größeren Abteilung bewaffneter Mannschaft; er hatte Ordre erhalten, die säumigen Wehrpflichtigen, die sich trotz dreimaliger Vorladung nicht an den betreffenden Versammlungsorten gestellt hatten, auf diese zwar ungewöhnliche, aber sicher gehende Weise auszuheben.

Auch Mathies befand sich unter diesen Opfern der grausamen Willkürherrschaft, welche damals die siegreichen Österreicher in dem unglücklichen Bayern ausübten.

Da er gleich den anderen Burschen von Tölz und Umgegend dieser Anordnung der kaiserlichen

Regierung nicht nachgekommen war, um im fernen Ungarn oder in Italien unter den Fahnen Österreichs zu verbluten, so wurde er jetzt, — ein Entweichen war nimmer möglich, — ohne weiteres gleich einem Deserteur im vollsten Sinne des Wortes aus dem Bette gerissen und fortgeschleppt.

Kaum ließ man ihm mehr Zeit, von der Mutter und den Schwestern, die weinend und händeringend umherirrten, Abschied zu nehmen, und dann war's fortgegangen, vielleicht auf Nimmerwiedersehen!

Von dem allen hatte der unglückliche Vater, das ersah ja Vroni aus dessen Frage, noch keine Kunde, wie sollte sie ihm, — welch eine furchtbare Aufgabe! — die schreckliche Nachricht jetzt, gerade jetzt mitteilen?

„Ja," erwiderte der Grundnerbauer auf die verlegene Gegenfrage seines Weibes, „wo bleibt er denn?"

„Der Mathies ist gegenwärtig gar nicht im Ort," versetzte Vroni, aber es gelang ihr die Kunst der Verstellung und scheinbarer Gleichgültigkeit so schlecht, daß Balthes sofort von einer bösen Ahnung ergriffen wurde.

„Nicht im Orte," rief er, „wo ist er denn nachher? Ich bitt' dich, Vroni," fuhr er in steigender Erregung fort, als er die immer mehr zunehmende Verlegenheit und Angst seines Weibes bemerkte, „bei allen Heiligen bitt' ich dich, sag' mir die Wahrheit, sag' doch, was geschehen ist?

Ist ein Unglück passiert, ist etwa, um Gottes willen, der Mathies tot? So red' doch, ich bin auf alles gefaßt!"

Die scheinbare Ruhe, welche gerade die letzten Worte des Mannes begleitete, ermutigte Vroni, ihm, so schwer 's ihr auch fiel, die ganze Wahrheit zu sagen.

„Nein, Balthes," gab sie beruhigend zurück, tot ist er nicht, aber . . ."

„Aber?" Der Bauer erhob sich trotz seiner Ermüdung mit großer Schnelligkeit von der Bank, mit verhaltenem Atem horchte er auf die Fortsetzung des Berichtes.

„Zum Militär haben's ihn genommen, nach Ungarn hat der Mathies mit den anderen fortgemüßt!"

Jetzt war das Furchtbare geschehen, Vroni hatte die Wahrheit gesagt, aber damit war auch ihre bisherige Standhaftigkeit und Selbstbeherrschung zu Ende gegangen. Laut aufschluchzend sank sie neben Balthes vor der Bank beim Ofen zusammen, nicht länger mehr konnte das gequälte Mutterherz sein tiefes Weh verbergen, durch einen Strom von Thränen schuf es sich Erleichterung.

Der Grundnerbauer aber stand eine Zeit lang aufrecht und unbeweglich, gleich einer Säule, nur das öftere Zucken der Gesichtsmuskeln und die bleichen Lippen verrieten den Sturm der Seele.

Plötzlich aber ballten sich die knochigen Hände mit wilder Kraft zusammen, als wollten sie eine

eiserne Fessel in Stücke brechen und mit eintöniger, aber furchtbar ernster Stimme sprach er: „Laß es gut sein, Weib, es wird schon wieder anders werden! Unseren Mathies, den sie uns geraubt haben, den holen wir uns wieder, ja, ich sag' dir's, Vroni, der Mathies bleibt nicht bei den Österreichern, die unseren Kurfürsten und sein Land, das arme Bayern, in Grund und Boden hinein verderben möchten! Ja, jetzt seh' ich's selber, der Plinganser aus Ingolstadt hat recht: so kann, so darf's nimmer weiter geh'n! Morgen gleich mach' ich mich auf den Weg nach Kochel, dort will ich mit dem Schmid was reden, der, mein' ich, wär' der rechte Mann!"

* * *

Eine kalte und überaus stürmische Nacht lag über der Münchener Ebene gebreitet: man stand im Dezember des Jahres 1705; wie draußen in der Natur jede Lebensfreude erstorben war, so herrschte auch in dem unglücklichen Bayernvolke allseitige Trauer und Todesstimmung.

Der Landesherr Max Emanuel war der Reichsacht verfallen und irrte als Flüchtling, getrennt von Frau und Kindern, außerhalb seines angestammten Landes umher, während dieses selbst von den siegreichen Feindesscharen überschwemmt und den ärgsten, unerträglichsten Mißhandlungen preisgegeben war.

Ganz Bayern, teilweise verwüstet und aus-

geplündert, lag hilflos dem österreichischen Herrscher offen, der es mit der ganzen Härte und Gefühllosigkeit eines erzürnten Eroberers behandelte und gleich einer herrenlosen Beute davon Stück um Stück hinwegriß und es an seine Bundesgenossen und ergebenen Diener verteilte.

In München selbst lag eine starke feindliche Besatzung, die mit eiserner Strenge jede Regung von Vaterlandsliebe oder auch nur die leiseste Kundgabe einer Unzufriedenheit niederzuhalten und zu unterdrücken wußte.

Desto mehr äußerten sich derartige Empfindungen im Verborgenen und trotz der Gefahr der Entdeckung und ihrer furchtbaren Folgen wurde von patriotisch gesinnten Männern mehr als eine Zusammenkunft in entlegenen Häusern oder sonstigen Räumlichkeiten abgehalten.

An jenem stürmischen Abend saßen beim „Jägerwirt“ im „Thal“ um einen runden Tisch inmitten der schwachbeleuchteten Stube fünf Männer im angelegentlichen Gespräche: der Gastwirt, Namens Jäger, selbst mit seinem Sohne Robert, der uns schon bekannte Zeugschmied Schneller, ferner der Eisenhändler Senser und ein gewisser Etlinger.

Daß der Stoff der Unterredung ein politischer war, verstand sich in dieser Zeit von selber; daß er ferner auch mehrmals eine Wendung nahm, die, weil gegen das österreichische Regiment gerichtet, zur Vorsicht oder auch Zurückhaltung

mahnte, konnte man aus den oft ängstlichen Mienen der Sprechenden, besonders des Zeugschmieds, abnehmen. Hatte dieser doch erst vor wenigen Monaten an dem traurigen Schicksale des Grundner-Balthes von Tölz erfahren, was ein einziges, unbedachtsames Wort namenloses Elend herbeiführen könne!

Nachdem die fünf Männer eine Zeit lang diskutiert hatten und die in München dermalen auf acht Uhr festgesetzte Polizeistunde immer näher rückte, gab der Zeugschmied dem Jägerwirt durch Augenwink und unmerkliche Handbewegung zu verstehen, daß er mit ihm gern unter vier Augen etwas reden möchte.

Der Wirt verstand sogleich die stumme Gebärdensprache und ohne Aufsehen begab er sich mit demselben alsbald in ein anstoßendes Gemach. Kaum dort angekommen, bestürmte Schneller geradezu seinen langjährigen Freund mit Fragen um die Persönlichkeit des ihm unbekannten Etlinger.

„Ich bitte dich, Jäger," sprach er dringend, „traue diesem Menschen nicht! Wie kommst du nur dazu, ihn bei uns einzuführen und das gerade heute!"

„Was willst du denn," fragte der also zur Rede Gestellte etwas gereizt, „ich weiß von der ganzen Sache nichts, da mußt du dich beim Senser beschweren!"

„Beim Senser? dachte ich mir's doch! der

läßt sich vom nächsten besten imponieren und hat zu jedem Menschen, der ihm einmal beim Bierkrug die Hand gedrückt hat, unbegrenztes Zutrauen!“

„Du urteilst zu strenge, Wirt!“

„Nicht im geringsten! Ich könnte dir davon erzählen. Senser ist eine brave, ehrliche Haut, ein guter Patriot, kein Zweifel! Aber er ist zu gut, zu vertrauensselig, man hat ihn schon oft mißbraucht.“

„Allerdings,“ versetzte Jäger nachdenklich, „aber was ist da zu machen? Er hat, soviel ich weiß, von unserer Zusammenkunft heute nacht ihm gegenüber schon gesprochen.“

„Um Gottes willen!“

„Na, Schneller, bleib' deshalb nur ruhig! Zu einer besonderen Befürchtung wegen dieses Menschen ist, mein' ich, ein besonderer Grund nicht vorhanden.“

„Mir soll's recht sein! Aber schau' nur den Blick seiner stahlgrauen Augen an, der gefällt mir nicht: er hat so etwas Heimtückisches, so etwas Katzenartiges an sich. O, darauf versteh' ich mich, das darfst du mir glauben!“

„Übrigens,“ versetzte der Jägerwirt nach einigem Nachdenken, „was riskieren wir eigentlich? Soviel wie nichts! Mitgefangen, heißt es da, mitgehangen! Ist er einmal in unser Geheimnis gezogen, dann giebt's für ihn keinen Rückweg mehr; dann ist er in den Augen der Österreicher der

nämliche Verräter wie wir und, gieb nur acht, wir wollen ihm gleich heute einen Auftrag geben, dessen Übernahme ihn wohl oder übel zu den Unsrigen stempelt!“

„Wenn er aber das Präveniere spielt und, um seine eigene Haut in Sicherheit zu bringen, uns denunziert!“

„Das ist nicht möglich!“

„Warum denn nicht?“

„Eine solche Schlechtigkeit, eine solche Niedertracht, die ist unmöglich, rein unmöglich, sag' ich dir! Du siehst von jeher zu schwarz, Zeugschmied, ja, du siehst zu schwarz!“

„Mein lieber Jägerwirt, lehr' du mich die Menschen kennen! Aber meinetwegen, mir soll's recht sein! Laß uns zurück in die Stube geh'n, vom Petersturm' her schlägt es, horch', grad' die achte Stunde!“

Die beiden Männer begaben sich zu den anderen drei Genossen zurück, der Jägerwirt aber trat nahe zu Senser hin und flüsterte demselben ins Ohr: „Du willst also, daß wir deinen Gast, den du mitgebracht hast, ins Geheimnis zieh'n?“

„Das versteht sich,“ entgegnete derselbe mit großer Zuversicht, ja, fast erstaunt, daß man eine solche Frage überhaupt noch an ihn stellen wolle, „er weiß alles!“

„Wer hat es ihm gesagt?“

„Ich! Brauchst dir deshalb keine Sorgen zu machen, Wirt,“ fuhr der Eisenhändler beruhigend

fort, als er die vorwurfsvolle Miene seines Freundes bemerkte, „ich trage die ganze Verantwortung. Etlinger ist ein Ehrenmann und warmer Patriot, fang' bei dem einmal über Österreich zu reden an, du wirst deine Wunder schauen: er haßt es wie den bösen Feind und möchte nichts lieber, als daß Tirol wieder bayerisch wird."

Mehr der vorgerückten Zeit halber und um der nutzlosen Unterredung ein Ende zu machen, als wirklich beruhigt und über das Gehörte aufgeklärt, begab sich Jäger wieder in die Mitte der Stube zu den anderen Männern und, sich an Etlinger wendend, sprach er in einem gewissen feierlichen Tone: „Senser, unser gemeinsamer Freund, hat uns heute ein neues Bundesmitglied gebracht und verbürgt sich für dessen Treue in Wort und That. Ich fordere Euch also auf, Herr, mir in Gegenwart dieser hier durch Handschlag, — mehr braucht es nicht bei einem deutschen Manne, zu geloben, daß Ihr überall und jederzeit, in Not und Gefahr zu uns halten, unsere Losung „lieber bayerisch sterben als österreichisch verderben", für alle Zeit und Ewigkeit zu der Eurigen machen wollet!"

Eben war der Sprechende im Begriff, dem neuen Genossen das Handgelübde abzunehmen, als ein Knecht des Jägerwirtes, der draußen vor der Hausthüre Spähe gestanden, hereinstürzte und die Meldung brachte, daß die Wache von der heiligen Geistkirche her nahe. Im nächsten Augen-

blicke hatte der Wirt das in einem Holzleuchter befindliche Kerzenlicht ausgeblasen und nur aus dem gewaltigen Kachelofen, in dem noch einzelne Holzscheite brannten und durch die Feuerungsthüre einen roten, flackernden Schein auf die gegenüberliegende Wand warfen, wurde der stockfinstere Raum noch zeitweise erhellt.

„Fort jetzt," flüsterte der Wirt, „hol' der Henker diese österreichischen Spürhunde! Zuletzt sind sie uns etwa gar schon auf den Fersen, aber — sie sollen uns nicht erwischen!"

Mit diesen Worten öffnete er rasch eine im Hintergrunde befindliche, leicht zu verbergende Thür, ein schwacher Lichtschimmer drang durch den schmalen Raum herein und zeigte den anderen Gefährten, wohin sie ihre Schritte zu lenken hatten.

„Komm', Etlinger," sprach der Eisenhändler dringend und den Arm seines „Freundes" erfassend, „halte dich nur an mich, wir haben jetzt einen unterirdischen Gang zu durchwandeln, dann erst kommen wir auf die Straße hinaus."

Nach etwa fünf Minuten war man auf dem Wege, wie ihn Senser bezeichnet hatte, in der That ins Freie gelangt. Ein arger Sturm durchbrauste die Gassen und das Schneegestöber, von dem er begleitet war, hinderte fast das Atemholen.

„Was für ein Glück," bemerkte der Zeugschmied, den trotz des Unwetters und des Ernstes der Lage seine ihm angeborene gute Laune nicht verließ, „daß wir so eine prächtige Witterung haben,

da brauchen wir doch keine Spione oder sonstigen Aufpasser zu fürchten!“

Eine Viertelstunde etwa mochte der beschwerliche Marsch, der über die Isarbrücke hinüber nach der Vorstadt Giesing führte, gewährt haben, als der vorausgehende Jägerwirt plötzlich vor einem niedrigen Hause Halt machte und, der Tasche seines Mantels ein bleiernes Pfeifchen entnehmend, einen kurzen, aber durchdringenden Pfiff ertönen ließ. Sofort öffnete sich die Thür und geräuschlos verschwanden die nach und nach herankommenden Wanderer im Innern des Hauses.

„Gut, daß ihr endlich da seid,“ flüsterte der Öffnende, „es ist schon alles beisammen, kommt nur!“

Mit der Kerze, vor welcher er, um sie vor dem Luftzuge zu schützen, die gekrümmte Hand hielt, vorausleuchtend, öffnete der Mann eine Fallthür und auf etwa einem Dutzend feuchtmodriger Steintreppen ging es in einen ziemlich großen Kellerraum hinab. Derselbe war schwach erleuchtet, nur in Umrissen konnte man die dort befindlichen Männer, es mochten ihrer wohl mehr als fünfzig sein, erkennen.

Nach kurzer Zeit, während welcher nur flüsternd gesprochen wurde, bestieg ein schon älterer Münchener Bürger einen Stuhl und benachrichtigte, sobald allgemeines Stillschweigen eingetreten war, die Versammlung, daß der Herr Hauptmann Hans Maier gestern abends aus Tölz eingetroffen und

hier anwesend sei; derselbe habe dem „Patriotenbunde“ sofort eine wichtige Mitteilung zu machen.

Ein Murmeln, teils der Befriedigung, teils der Erregung ging durch die Versammlung, dann trat wieder plötzliche Stille ein und der Genannte, ein kräftiger, noch in den besten Jahren stehender Mann in der Kleidung eines Oberländers nahm nun den Platz des Vorsitzenden ein und mit gedämpfter, aber deutlicher Stimme teilte er den Anwesenden mit, daß im Gebirge die Erhebung für Bayerns Selbständigkeit und die Vertreibung der Österreicher bereits vollständig organisiert sei und man nur noch auf das Signal zum Losschlagen warte.

„Viel tausend Grüße bringe ich euch, meine Freunde,“ fuhr der vormalige bayerische Hauptmann in gehobenem Tone fort, „von den treuen Oberländern, eueren Bundesgenossen in den fernen Bergen! Nicht lange mehr, lassen sie euch sagen, sollt ihr Münchener unter dem Übermute und Drucke der österreichischen Henker zu leiden haben. Am zweiten Tage nach Weihnachten, am Fest des Evangelisten Johannes, stehen fünftausend Mann aus dem Thale der Jachenau, aus Lenggries, Tölz, Kochel und Miesbach vor dem Isarthore und, mit dem großen Landsturm unter Plinganſers Führung vereinigt, werden sie auch euere Fesseln sprengen und unsere teure Heimat mit Gottes Segen vom Feinde säubern! Thut nur auch ihr, wackere Bürger von München, euere Schuldigkeit, bemächtigt euch, —

die Führer der einzelnen Rotten sind ja hier alle versammelt, — zur rechten Zeit der feindlichen Besatzung, nehmt sie beim ersten Schusse, der von der Höhe Giesings aus erkrachen wird, gefangen oder haut sie nieder, — keine Schonung mehr, es handelt sich ja jetzt, ihr wißt es, Brüder, um Sein oder Nichtsein unseres teuren, unglücklichen Vaterlandes!

Seid ihr nun einverstanden mit dem bestimmten Tage und dem ganzen Plane, so hebe ein jeder die Hand empor: wie ich sehe, herrscht allseitiges Einvernehmen! So segne denn Gott unser Unternehmen, ihm und dem Vaterlande gilt ja dieser heilige Kampf! Lieber bayerisch sterben, als österreichisch verderben, — so heißt unser Wahlspruch!“

* * *

„Mein lieber Graf von Löwenstein, in diesem Punkte seht Ihr zu schwarz, ganz gewiß zu schwarz! Was will der Wittelsbacher? Er existiert einfach nicht mehr für Bayern, seine Rolle ist ausgespielt!“

„Erlauben Euer Excellenz,“ entgegnete der Gast des Generals von Wendt, „ich spreche nicht von Maximilian Emanuel, den ja allerdings die Maßnahmen Seiner Majestät, unseres allergnädigsten Kaisers Joseph, für alle Zeiten unschädlich gemacht haben, — aber durch das ganze Land, die Anzeichen hierzu mehren sich von Tag zu Tag, geht eine Gährung, die uns bei der geringen

Truppenzahl, die wir gegenwärtig zur Verfügung haben, gefährlich werden könnte!“

„Aber sie hat ja keine Organisation, keine Oberleitung! Ich sage Ihnen, Graf, eine disciplinlose Bande, und seien es ihrer hunderttausend Mann, imponiert mir nicht, imponiert mir durchaus nicht! Aber Sie trinken gar nicht? Was sagen Sie zu den Weinen aus dem kurfürstlichen Keller? Exquisit, nicht wahr, ganz exquisit!“

Die zwei österreichischen Herren lehnten sich, nachdem sie die Gläser geleert und dann aufs neue gefüllt hatten, bequem in die mit hellblauer Seide überzogenen Armstühle zurück und sprachen von einer für die nächste Woche in Aussicht genommenen Schlittage.

Nach einiger Zeit trat ein Kammerdiener ein und auf silbernem Teller präsentierte er ein kleines, versiegeltes Schreiben.

Der General erbrach es und, nachdem er den kurzen Inhalt flüchtig gelesen, sprach er zu dem Diener: Gut, heute abend!

„Halten zu Gnaden, Euer Excellenz,“ erwiderte jener, „der Herr erklärte, er müsse eine sofortige Audienz erbitten, die Sache wäre äußerst dringend.“

„Wie lästig,“ rief der Offizier in ärgerlicher Stimmung, „aber was ist zu thun? Hat man sich einmal mit solchen Leuten eingelassen, so geht es nicht anders! Gut,“ bemerkte er zu dem Diener, „der Mann soll eintreten!“

Wenige Augenblicke hernach erschien der geheimnisvolle Besuch unter der Thüre.

„Verzeihen Euer Excellenz," begann der Fremde, näher tretend und sich mehrere Male tief verbeugend, „das, was ich diesmal mitzuteilen habe, wird Euer Excellenz gewiß befriedigen, es ist von äußerster Wichtigkeit!"

„Nun, heraus damit!"

„Am zweiten Tage nach dem Weihnachtsfeste, das wäre am Tage Johannis des Evangelisten, ist ein Angriff auf München und zugleich eine Überrumpelung der kaiserlichen Besatzung durch die hiesige Bürgerschaft geplant."

Mit einem Ausruf halb der Überraschung, halb des Schreckens fuhren die österreichischen Herren von ihren Sitzen empor.

„Das ist ja ein ganz unerhörtes Beginnen," rief der General, „woher habt Ihr die Nachricht?"

„Nach vielen Bemühungen, — Euer Excellenz können daraus die unbegrenzte Ergebenheit und Treue von hochdero unterthänigstem Diener ermessen . . ."

„Zur Sache, zur Sache," unterbrach der General unmutig die weitschweifige Einleitung des Spions.

„Nach vielen Bemühungen ist es mir gelungen, als Mitglied in den Bund der „Landesverteidiger" aufgenommen zu werden; gestern oder vielmehr heute nacht habe ich einer solchen Versammlung

draußen in der Vorstadt angewohnt und alles mitangesehen und mitangehört."

In fast atemloser Spannung hörten die Österreicher den weiteren Ausführungen des Sprechenden zu.

„Vom Inn her," fuhr dieser in seinem Berichte fort, „marschiert unter Plinganſers Leitung, eines Studenten aus Ingolstadt, der ganze Landsturm gegen München heran, von der Isar treffen zu gleicher Zeit die Oberländer Bauern, an sechstausend Mann stark, ein, die hiesige Bürgerschaft aber bemächtigt sich auf das Signal des ersten Schusses der Besatzung und . . ."

Der österreichische General hatte genug gehört, er ließ den Spion gar nicht weiter reden, sondern dicht vor ihn sich stellend und den Menschen scharf und lange fixierend, sprach er: „Genug vorläufig! Er steht mir für die Wahrheit seiner Aussage mit dem Kopfe?"

„Ja, Euer Excellenz," erwiderte der Gefragte mit fester Stimme, „darf ich die zugesagte Summe . . .?"

„Darauf kann Er sich verlassen; läuft die Aktion glücklich ab, soll es auf weitere tausend Gulden nicht ankommen!"

„Tausend Dank, Euere Excellenz," entgegnete der Verräter, sich fast bis auf den Boden niederbeugend, „tausend Dank!"

„Aber dabei bitte ich mir aus," fügte der General in strengem Tone hinzu, „daß Er mir

von nun an jeden Morgen, um diese Zeit, von allem, was Ihm zu Ohren kommt, genauen Bericht erstatte, verstanden?“

„Jawohl, Euer Excellenz,“ erwiderte der Spion in demütigstem Tone und sich nochmals tief verbeugend; dann verschwand er mit leisen Schritten aus dem Gemache.

Unten im Flur des Palastes, welchen der General von Windt bewohnte, zog er aus seiner Manteltasche rasch eine weiße Perücke und einen Kranzbart von der nämlichen Farbe, binnen wenigen Augenblicken hatte sich der Spion ein so verändertes Aussehen gegeben, daß ihn die eigene Mutter nicht mehr erkannt hätte.

Sicheren Schrittes wandelte nun der verkleidete Etlinger auf die Straße hinaus, er hatte eine Erkennung nicht zu befürchten. Als ihm aber während des Weges zu seiner Wohnung die unschuldsvollen Augen eines Kindes, das an der Hand der Mutter einherwandelte, wie zufällig mit neugierigem Blicke ins Gesicht sahen, erschrak der Elende, mit ängstlicher Scheu wich er aus und beschleunigte die Schritte, um sobald als möglich in seine entlegene Behausung zu gelangen.

Der General von Wendt aber beglückwünschte sich im stillen zu der ihm so unerwartet und zur rechten Zeit gewordenen Mitteilung: „Nun, Euer Excellenz,“ fragte der Graf von Löwenstein nicht ohne Selbstbewußtsein, indem er das auf einen

Zug geleerte Glas wieder auf den silbernen Teller niedersetzte, „was sagen Sie jetzt zu meiner vorhin geäußerten Befürchtung?“

„Befürchtung?“ entgegnete der Gefragte leichthin und in verstellter Gemütsruhe, „mein Kompliment, lieber Löwenstein, für Ihre prophetische Beanlagung, aber meine Ansicht über den Wert, respektive Unwert eines sogenannten „Volksaufstandes“ ändert sich dadurch nicht im geringsten. Zusammengelaufenes Gesindel, ohne Disciplin, Übung und Ausdauer, ist, betrage es nun hundert und hunderttausend Köpfe, zielbewußter, militärischer Aktion gegenüber einfach nicht gewachsen, basta! Mich dauern die armen, verführten Leute, parole d'honneur, sie dauern mich: doch bleibt nichts anderes übrig, als sie alle über den Haufen zu schießen! Die Herren Münchener Bürger sollen aber die ganze Strenge des Kriegszustandes erfahren; hier muß ein Exempel statuiert werden.“

„Und was gedenken Sie in erster Linie zu thun?“

„Ich?“ Der General blieb einen Moment die Antwort schuldig. Auf und ab schreitend und die Enden des weißen Schnurbartes zwischen den Fingern drehend, überlegte er eine Zeit lang die Art und Weise der „Aktion“.

Plötzlich machte er vor seinem Gaste mit einer gewissen triumphierenden Miene Halt, er hatte die richtige Idee gefunden. „Wozu,“ rief er, „steht denn der Oberst Kriechbaum mit seinen Leuten

bei Wasserburg? Zur rechten Zeit soll derselbe von mir avertiert werden! Ihr aber, Graf, werdet die nötigen Maßregeln in der Stadt zu treffen wissen, namentlich dafür sorgen, daß Ihr Euch der Führer der schändlichen Verschwörung alsobald versichert und sie unschädlich macht; Schonung in diesem Falle und gegen solche Menschen würde Thorheit sein!“

„Excellenz können sich darauf verlassen,“ erwiderte der Graf verbindlich.

„Ich bin im voraus davon überzeugt; wenn die Sache geschickt eingeleitet und — durchgeführt wird, so kann der Erfolg nicht ausbleiben.“

Der Graf von Löwenstein verabschiedete sich kurz darauf von dem Generale und dieser entwarf, — es machte ihm das ganz besonderes Vergnügen, für die kommenden Tage seine strategischen Anordnungen.

* * *

In Schäftlarn herrschte in der zweiten Hälfte des Dezembers 1705 ein Treiben, wie es dort, seitdem die himmelragenden Berge ins Thal herniederschauten, wohl noch nicht erlebt worden war.

An sechstausend Landleute, meist Jünglinge und Männer im Alter zwischen zwanzig und vierzig Jahren, hatten sich daselbst versammelt, um nach Bayerns Hauptstadt zu ziehen und sie den Händen der Feinde zu entreißen.

Ein gewagtes Unternehmen! Doch die braven

Münchener Bürger waren ja ihre treuen Genossen im Kampfe für die Befreiung des Vaterlandes, es bestand alle Aussicht für ein glückliches Gelingen des patriotischen Unternehmens.

Plinganſers Scharen, auf deren Ankunft man seit einigen Tagen bereits mit größter Ungeduld harrte, waren eigentlich nicht einmal nötig, auch ohne sie konnte man's getrost wagen, das bißchen Österreicher zu vertilgen!

Hans Maier, der Führer der Oberländer Bauern, ein ehemaliger, bayerischer Hauptmann, widersprach aber derartigen Ansichten auf das entschiedenste.

„Kameraden," rief er ein= über das andere Mal, „seid nicht zu waghalsig, ich beschwöre euch darum! Ohne Plinganſers Leute können und dürfen wir nichts unternehmen. Erstens sind unser zu wenige, zweitens, das ist besonders zu bedenken, sind wir zu schlecht bewaffnet."

Ein allgemeines Murren unterbrach die ver= ständigen Darlegungen des erfahrenen Militär= mannes.

„Zu schlecht bewaffnet?" riefen die dem Red= ner Zunächststehenden und ihre Worte wurden rasch weiter verbreitet, während Hunderte von blitzenden Gewehrläufen in die Höhe starrten, „was, wir vom Oberland sollen nicht imstande sein, der Handvoll Österreicher Herr zu werden? Das giebt's nicht, wir werden's beweisen!"

„Aber ich bitte euch, liebe Leute," begann

jetzt der Hauptmann aufs neue mit dem Aufgebote seiner ganzen Stimmkraft in die mehr und mehr sich erhitzende Menge zu rufen, „bleibt doch besonnen und wartet, wartet, ich sag' es noch einmal, die Vereinigung mit unserem tapferen Plinganser und seinen Scharen ab. Vertraut mir, dem Manne des Handwerks! Am Schellenberg bei Donauwörth war ich im vorigen Jahre dabei, bei Höchstädt war ich dabei und lernte da gründlich die Taktik, d. h. die Kriegskunst der Österreicher kennen!"

„Aber, Hauptmann," unterbrach den Sprechenden ein riesiger, bis auf die Zähne bewaffneter Bauer aufs neue, „besser wär's, du hättest diese Namen nicht genannt! Schellenberg und Höchstädt — Höchstädt und Schellenberg, da seid ihr mit eueren Franzosen gar bös heimgeschickt worden, besser, du hättest die österreichische „Taktik" oder wie das Wort heißen mag, nicht erlernt!"

Ein gewaltiges, von johlendem Gelächter untermischtes Geschrei folgte diesen Worten des couragierten Bauern.

„Brav, Poldl," riefen die Nächststehenden, „so ist's recht! die Wahrheit muß man sagen und zu fürchten haben wir uns nicht! Was will uns denn der ehemalige Offizier? Wo „er" dabei war, da hat's stets Hiebe geregnet, eine schöne Kriegskunst das!"

Der bisherige Führer der Landleute sah eine Weile mit verschränkten Armen, mehr bekümmer-

ten, als zornigen Blickes auf die erregten Scharen. Erst nach wiederholt vergeblichen Anstrengungen gelang es ihm, die Ruhe insoweit herzustellen, daß seine Worte vernommen werden konnten.

„Nochmals, Kameraden, lege ich euch dringend ans Herz, besonnen zu bleiben! Sagt mir um Gottes willen, was ihr mit dieser plötzlichen Meuterei, anders kann ich's nicht nennen, vorhabt?"

„Was wir vorhaben?" schallte es ihm entgegen, „nach München sollst du uns führen, sofort!"

„Ich habe euch schon gesagt und ich sage es noch einmal: vorher müssen wir uns mit Plinganser vereinigen!"

„Müssen? Wer spricht da von müssen?"

„Ich, euer Hauptmann! Ihr habt mir Gehorsam zu leisten!"

„Oho! Nur keine Drohungen!"

„Ich drohe nicht, bestehe aber auf meinem Willen. Weigert ihr euch dessen, so lege ich hiermit meine Stelle als Führer der oberländischen Landesverteidiger nieder."

Ein allgemeines Stillschweigen trat auf diese entschiedene Erklärung des früheren bayerischen Offiziers ein. Aber dieses Stillschweigen währte nur kurze Zeit. Bald darauf erhob sich wieder Lärmen und Schreien.

„Das ist das Schlimmste noch nicht," riefen die einen, „auf, nach München, wir brauchen

keinen Führer, den Weg dorthinunter wissen wir selber zu finden!“ die anderen.

Tief aufseufzend verließ endlich der ehemalige bayerische Offizier, nachdem er noch eine Weile machtlos dem aufrührerischen Treiben zugesehen, den erhöhten Platz, auf dem er gestanden war, und verlor sich allmählich unter der immer wilder tobenden Menge.

Nach einiger Zeit bestieg ein älterer Bauer, der in Tölz und der ganzen Umgegend großes Ansehen genoß, die für den Augenblick improvisierte Redetribüne: es war der seit wenigen Monaten stark gealterte Grundnerbalthes.

Kaum waren die erregten Scharen des allgemein bekannten und beliebten Mannes ansichtig geworden, als fast plötzliche Ruhe eintrat.

„Männer,“ rief er mit weithin schallender Stimme, „wenn ihr den Marsch auf München denn durchaus nimmer verschieben und auf den Plinganser nicht länger warten wollt, so ist's, mein' ich, am besten, wenn wir alsogleich aufbrechen, damit wir den heiligen Christtag morgen in München feiern. Morgen erwarten uns die Österreicher einmal sicher nicht!“

Unbeschreiblicher Jubel folgte auf diese wenigen Worte. Flinten und Schwerter, Beile und Sensen fuhren wie auf Kommando in die Höhe, manche sogar feuerten in ihrer Freude die Gewehre in die Luft ab, nach kaum einer Viertelstunde

brach das ganze Heer der Bauern gegen Norden auf, dem rechten Isarufer entlang.

* * *

Längst schon hatte die Nacht ihren dunklen Schleier über die in Winterfrost erstarrte Erde ausgebreitet; die Sterne aber schienen in ungetrübtem Glanze und die im Wachsen begriffene Mondscheibe strahlte eine bedeutende Lichtfülle hernieder.

Möglichst geräuschlos zogen die sechstausend Oberländer auf der schneebedeckten Straße gegen München heran.

Die heftige Kälte, welche draußen in der Natur herrschte, wurde aber von den wackeren, von glühender Vaterlandsliebe beseelten Männern wenig oder gar nicht gefühlt. In heiterer, siegesfroher Stimmung marschierten sie einher; erst als sie, — schon war die Mitternacht vorüber, — der Giesinger Höhe sich näherten, gewann eine ernstere Stimmung unwillkürlich die Oberhand.

Es war mit der Münchener Bürgerschaft verabredet worden, in den zwei letzten Wochen des Christmonats auf die zur Nachtszeit erfolgende Ankunft ihrer Befreier jederzeit gefaßt zu sein. Auf das Zeichen des ersten Schusses sollte das sogenannte Kostthor geöffnet, der Sturm auf die Isarbrücke und den roten Turm aber durch einen gleichzeitigen Ausfall unterstützt werden.

Je näher die Landesverteidiger der unter

feindlicher Knechtschaft seufzenden Hauptstadt kamen, desto mehr bemühten sie sich, möglichst geräuschlos des Weges zu ziehen.

Es mochte gegen ein Uhr morgens sein, als sich die vordersten Haufen den Giesinger Berg herab zur Isarbrücke hinbewegten.

Von wilder Kampfeslust beseelt, konnten sie kaum erwarten, bis aus den Böllern, die sie mitführten, die ersten Schüsse erkrachten zum Zeichen ihrer Ankunft vor der Hauptstadt. Wohl machte sich jetzt bei so manchem angesichts des bevorstehenden Kampfes im stillen der Wunsch geltend, irgend eine sichere, zielbewußte Leitung für das ganze Unternehmen zu besitzen.

Indes, die Hauptsache war und blieb ja doch stets Mut, Ausdauer, Begeisterung; daran aber sollte es gewiß nicht fehlen! Deutlich konnte man in der klaren Wintersnacht bereits die Frauentürme, sowie auch den Petersturm erkennen, — der Anblick dieser ehrwürdigen Wahrzeichen von München erfüllte die edlen Streiter für die Ehre und Freiheit ihres Vaterlandes mit unbeschreiblichem Jubel.

„Diese Frauentürme, unsere Frauentürme müssen wieder bayerisch werden!“ rief der eine und „in der Peterskirche feiern wir morgen das Hochamt,“ ein anderer.

Horch! Ein Schuß, von einem Böller abgefeuert, erdröhnt jetzt mit mehrfachem Echo durch die stille Nacht, ein zweiter, ein dritter folgte: auf,

ihr Brüder in München, ergreift die Waffen, stürzt aus den Häusern, sammelt euch auf den bestimmten Plätzen, dann nieder mit den Österreichern und die Hand zum Bunde mit uns, eueren Befreiern!

Mit wildem Ungestüm, unter tausendstimmigem Geschrei erfolgt nun der Angriff der Landesverteidiger auf die Brücke und den roten Turm. Trotz des ganz unerwarteten Feuers, das sogleich auf die Stürmenden eröffnet wird und ganze Reihen darin zu Boden schmettert, werden die beiden Bollwerke alsbald genommen. Zugleich aber ertönt lauter Trommelwirbel und Trompetensignale aus dem Innern der Stadt, der Widerstand und die Zahl des Feindes verdoppelt sich von Minute zu Minute, von der heißersehnten Mitwirkung der Münchener Bürgerschaft aber zeigt sich keine Spur.

Heiliger Gott! Am Ende sind sie alle, alle verraten!

Aber nur vorwärts jetzt, vorwärts, — es gilt einen heiligen Kampf, siegen oder sterben, nichts anderes bleibt mehr übrig!

Doch auf allen Punkten, wo nur immer der Angriff mit dem Mute der Verzweiflung erfolgen mag, zeigt sich der Feind wohl darauf vorbereitet, das Feuer wird aufs kräftigste erwidert.

Stunde verrinnt unterdessen auf Stunde, um die ganze Stadt herum haben sich die Stürmenden verteilt, aber da es ihnen an dem nötigen Werkzeuge fehlt, vermögen sie weder eines von

den Thoren zu sprengen, noch in die Mauer irgend eine Bresche zu legen.

Das Kostthor, welches der getroffenen Verabredung gemäß von den Münchenern sollte geöffnet werden, wird derart verteidigt, daß vor ihm schon Dutzende von Leichen liegen.

Auf einmal, eben fängt der Morgen zu dämmern an, verbreitet sich die Schreckensnachricht, daß im Rücken feindliche Reiter sich zeigen und anzugreifen beginnen.

Ein geradezu lähmendes Entsetzen erfaßt auf diese Kunde hin die bisher todesmutigen Kämpfer: aber nur auf kurze Zeit. Dann kehrt in ihre starke Brust die alte Tapferkeit, die alte Treue zurück und sie geloben sich, wenn denn kein Sieg mehr zu hoffen, im heiligen Kampfe zu sterben.

Von Anzing her sind Kriechbaums „Rotmäntel", die wilden Lanzenreiter auf Befehl des Generals von Wendt in raschestem Ritte herbeigeeilt.

In ihre blutroten Mäntel gewickelt, die Lanze zur Seite befestigt, setzen sie auf ihren kleinen, aber ausdauernden Pferden zum Teile über die Isar, zum Teile versperren sie den Rückweg auf das rechte Ufer hinüber.

„Wir sind verraten und verloren," fliegt es jetzt von Mund zu Mund, „laßt uns nach Sendling eilen, dort sammeln wir uns!"

Obwohl kein einheitliches Kommando herrscht, wird dieser von einzelnen gegebene und rasch

bekannt werdende Rat dennoch, so gut es angeht, befolgt.

Denen, die mit dem Feinde bereits im Kampfe liegen, wird das freilich nicht so leicht; sie suchen sich aber ihres Gegners nach Kräften zu erwehren, und als der Oberst Kriechbaum bemerkt, daß die Bauernscharen nach der Sendlinger Höhe entweichen wollen, läßt er auf einmal die Verfolgung einstellen und sie ruhig weitergewähren.

Ihm liegt daran, nicht einzelne Trupps zu schlagen und zu zerstreuen, sondern die ganze Streitmacht sich erst wieder sammeln zu lassen und dann mit einem einzigen kräftigen Stoße zu vernichten.

Im Besitze seiner Reiterei holt er ja die Flüchtenden rasch ein, der kleine Vorsprung, den sie dabei scheinbar gewinnen, ist gänzlich belanglos.

Das Dorf Sendling liegt auf einer mäßigen Anhöhe, um die Kirche zieht sich der Friedhof herum, bedeckt von zahlreichen Hügeln, auf denen meist hölzerne, mit einem Blechdache versehene Kreuze stehen. Hierher ziehen sich die Landesverteidiger, soweit sie bisher den Kugeln und Schwerthieben der Feinde entronnen sind, zurück.

Viele von ihnen haben schon Wunden davongetragen, alle sind vom langen Marsche, dem nächtlichen Kampfe, der wilden Flucht, noch mehr aber vom inneren Schmerze über die bittere Enttäuschung und den schmählichen Verrat, den

man mit ihnen offenbar in München getrieben hat, bis zum Tode erschöpft.

Auf einmal tauchen wieder die Rotmäntel empor! Sollte aufs neue angegriffen werden?

Die allseitig gestellte, angstvolle Frage findet rasche Beantwortung. Denn bei den Nachzüglern werden schon Schüsse gewechselt, einzelne von den Lanzen der Reiter niedergestochen; nun denn: jetzt giebt es keine Rückkehr in die Berge, in die Heimat mehr, Gott behüte Weib und Kind!

Stellt euch, Kameraden, zum letzten, heiligen Kampfe, vorn auf der Brust wollen wir die Todeswunden empfangen! Laßt uns den Friedhof erreichen, die Kirche, die Mauer soll die letzte Wehr bilden, teuer muß unser Leben verkauft werden!“

Die Mittagssonne, zeitweise durch die grauen Schneewolken hindurchbrechend, bescheint alsbald eine wilde, erbarmungslose Kampfesscene.

Schuß auf Schuß erkracht, Schwerter, Keulen, Gabeln und Lanzen werden gegenseitig geschwungen, und der überall auf den Grabhügeln, Kreuzen und Steinen liegende Schnee färbt sich rot vom Blute der unglücklichen Bayernsöhne.

Doch sie sind nicht unglücklich, wollen es nicht sein!

Wie Helden aus der Vorzeit kämpfen sie, aus den Augen blitzt jene Entschlossenheit, die, weil einer heiligen Sache geltend, selbst dem Tode kühn und freudig entgegentritt.

Da kämpft, unter hundert anderen Braven, auch der Grundnerbalthes von Tölz.

Die Kugel eines Panduren hat den Fahnenträger neben ihm zu Boden gestreckt. Der krampfhaft sich schließenden Hand des Sterbenden entwindet Balthes den Schaft mit dem blauweißen Tuche, er schwingt es in der linken, während die rechte mit kräftigem Schwunge die eisenbeschlagene Keule führt und, die andringenden Feinde, einen nach dem anderen zu Boden streckend, steht er da, aufrecht, mit wildfunkelnden Augen, als wollte er allein noch des Vaterlandes Ehre und Freiheit retten.

Woran der Brave in diesen letzten Momenten seines Lebens, — denn über den endgültigen Ausgang des ungleichen Kampfes kann ja kein Zweifel obwalten, — wohl denkt? An die Erhaltung des Lebens nicht, diese Möglichkeit liegt fern! Aber vielleicht an den Sohn, den man ihm einst geraubt, an das zerstörte Lebensglück, an das unglückliche Bayernvolk!

Und neuerdings schwingt Balthes die blutgefärbte Keule gegen einen andringenden Rotmantel; aber im selben Augenblicke zerschmettert ihm eine Pistolenkugel das Rückgrat, er taumelt und fällt, doch die blauweiße Fahne faßt er im Todeskampfe nur noch fester und sanft legt sie sich über die Brust des Sterbenden, als wollte sie den Helden noch auf dieser Welt in das Kleid der Ehre hüllen: drüben aber empfängt er den Siegeskranz.

VII.

Aus Nacht zum Licht.

Am 22. Juli des Jahres 1801 fand in der kurfürstlichen Residenz zu München eine eben so seltene als eigentümliche Audienz statt: ein kaum dreizehnjähriger Junge, sauber, doch äußerst dürftig gekleidet, schwächlichen Körpers und im Gesichte sehr bleich, wurde von dem diensthuenden Adjutanten in das Arbeitskabinet des Kurfürsten von Bayern, Max Joseph IV., geleitet.

„Nur beherzt, mein Junge," schärfte der vornehme Offizier; die Brust mit glitzernden Orden bedeckt, dem schüchternen Knaben noch kurz vor dem Betreten des Gemaches ein, „antworte, falls Seine kurfürstliche Durchlaucht diese oder jene Frage an dich richtet, bescheiden, aber deutlich, im übrigen aber brauchst du dich nicht zu fürchten, der Herr Kurfürst ist ja seelengut!"

Trotz dieser in freundlichem, ermunterndem Tone gesprochenen Mahnung des hohen Herrn

konnte der Knabe seine Angst vor der bevorstehenden Audienz dennoch nur mit Mühe verbergen.

Was war das nur eine Pracht und Herrlichkeit in diesen Räumen? Alles schimmerte von Gold und Silber, herrliche Gemälde schmückten die getäfelten Wände, Stühle und Kanapees waren mit gelber oder blauer Seide überzogen, die Fußböden alle mit bunten Teppichen belegt.

Vor der Thüre des Zimmers aber, in welchem sich der Kurfürst befand, standen zwei große, reich uniformierte Männer mit blitzenden Helmen und in der Rechten je eine Hellebarde haltend, die Leibwächter oder Hartschiere des Bayernherrschers.

Endlich durfte der Knabe, von der Hand des freundlichen Offiziers geführt, in das Arbeitszimmer des Kurfürsten treten.

„Euere kurfürstliche Durchlaucht," begann der Adjutant, nachdem er von einem Kammerdiener war angemeldet worden, „hier habe ich die Ehre, den geretteten Lehrling vorzustellen."

Max Joseph, in einem gepolsterten Armsessel sitzend und eben mit der Lektüre eines längeren Schriftstückes beschäftigt, erhob sein Haupt und sich in dem Stuhle halb umwendend, heftete er seinen milden Blick auf den Knaben, der eben zum Niederknieen sich anschicken wollte.

„Tritt näher, mein Junge," begann der Monarch, ihm freundlich die Hand entgegenstreckend, „wie heißt du?"

„Joseph."

„Also, Joseph! nun sage du mir vor allem, ob du dich von dem ausgestandenen Schrecken schon erholt hast? du zitterst ja noch förmlich, komm', setze dich hier auf diesen Stuhl!“

Der Knabe that, wie ihm befohlen worden.

Der Kurfürst aber schlug ein silbernes Glöckchen an und ein Lakai trat ein. „Madeira,“ befahl Max Joseph, mit der Hand leicht nach seinem kleinen Gaste weisend.

Wenige Augenblicke darauf durfte sich der kränklich aussehende Knabe an einem Glase dieses kräftigen und feurigen Weines laben und es war fast wunderbar, wie rasch der Junge durch den noch nie gekosteten Labetrunk gestärkt, ja selbst ermutigt wurde.

Denn die bisherige Schüchternheit und das ängstliche Gefühl wich mit einem Male einer kindlichen Vertraulichkeit und Unbefangenheit: der hohe Herr war ja auch so freundlich und gut mit ihm, viel freundlicher, als man mit ihm, dem armen Lehrjungen, jemals noch im Leben gewesen war.

„Nun erzähle mir einmal, mein lieber Joseph,“ begann der Kurfürst nach einer kleinen Pause, „wie ist's denn gestern mit dem Unglück gewesen oder regt dich vielleicht die Erinnerung zu sehr auf?“

„Nein, Euere Durchlaucht.“

„Nun gut, erzähle mir einiges “

„Es war gerade ein Uhr nachmittags; der Herr Meister war eben mit dem Polieren eines

Spiegels beschäftigt, ich stand daneben und schnitt Fensterglas, die Frau Meisterin aber befand sich in der Stube nebenan und reinigte das Eßgeschirr. Auf einmal unterbrach der Herr Meister seine Arbeit, horchte nach der Wand hin und sprach: Was ist denn das für ein seltsames Geräusch? Es ist in der Mauer drinnen! Ich habe es auch gehört," fuhr der Knabe treuherzig weiter, „ob's die Frau Meisterin auch gehört hat, weiß ich nicht, ich habe sie seitdem nimmer gesehen."

„Nur weiter, lieber Joseph," bemerkte der Kurfürst ermutigend, „aber stärke dich vorher mit einem Schluck guten Weines!" Der kleine Erzähler kam dieser Aufforderung gern nach, dann setzte er wieder mit vielem Geschicke seine Berichterstattung fort.

„Es war, als ob auf einmal eine Menge Sandes und Steinchen ins Rollen käme, gleich darauf aber erfolgte ein furchtbares Krachen, die Wände wichen zurück, der Fußboden schwand unter den Füßen hinweg, alles stürzte darunter und darüber, es wurde ganz finster und es riß mich in die Tiefe hinunter."

„Schrecklich," rief der Kurfürst, sich dem Adjutanten zuwendend, „aber du sollst nicht weiter erzählen, mein Junge, ich habe genug vernommen und das, was später folgte, weiß ich ja aus persönlicher Beobachtung: wie man dich nach mehrstündiger Arbeit auf einmal rufen hörte, wie die Arbeiter auf mein Zuthun ihre Anstrengungen

verdoppelten und du endlich unversehrt aus deinem finsteren Gefängnisse befreit, aus der Nacht zum Lichte emporgehoben wurdest."

„Was ist's mit der Meisterin," fragte Max Joseph nach einigem Stillschweigen den Adjutanten, „ist die Frau Weichselberger noch immer unter den Trümmern?"

„Ja, Euere Durchlaucht," erwiderte der Gefragte, „es ist nach der mir kurz vorhin gemachten Mitteilung des städtischen Baurates absolut unmöglich, zu der Verschütteten zu gelangen; die Gefahr eines neuen Einsturzes droht jeden Augenblick und zudem ist die Frau ohne Zweifel längst tot, wahrscheinlich gleich beim Zusammenbruche sofort getötet worden."

„Ich werde mich dann nochmals zur Unglücksstätte begeben," sprach Max Joseph, in tiefes Nachdenken versunken, vor sich hin, „aber nach all dem, was ich von Euch, mein lieber Graf, soeben gehört habe, wird an eine Rettung der Unglücklichen wohl nimmer zu denken sein. Möge sie bei Gott ein gnädiges Gericht finden!"

„Du bist aus Straubing?" wandte sich der Fürst nach einiger Zeit wieder zu dem Knaben.

„Ja, Euere Durchlaucht."

„Dein Vater Glasermeister?"

„Ja, Euere Durchlaucht."

„Warum behielt dich dein Vater nicht selbst im Geschäfte?"

„Er war zu arm, ich mußte in die Fremde fort."

Der Knabe wurde auf einmal im Verlaufe dieses Zwiegespräches von einer heftigen Rührung übermannt, Thränen drangen ihm gewaltsam aus den Augen und er fing bitterlich zu weinen an.

„Nun," frug der Kurfürst, selber von dem Schmerze des Knaben, welchen er der Sehnsucht nach der Heimat und dem Elternhause zuschrieb, ergriffen, „möchtest du nicht wieder lieber bei deinem Vater in Straubing arbeiten?"

„Mein Vater ist tot, Euere Durchlaucht," entgegnete der Knabe und aufs neue brach er in Thränen aus.

„Armes Kind," sprach Max Joseph und er streichelte wie liebkosend das weiche Haar desselben, „dein Vater ist tot? Ach, das wußte ich ja nicht; dann freilich mußt du in der Fremde bleiben!"

Der edle Herrscher erhob sich aus dem Armsessel und, zu einem zierlichen, kleinen Tische tretend, auf dem sich eine reich vergoldete Schatulle befand, öffnete er dieselbe mit einem Schlüsselchen, das er aus einem Etuis zog, und entnahm aus ihr eine Handvoll Dukaten.

„Hier, mein Junge," sprach er liebreich, „nimm dieses kleine Kapital von mir als Geschenk und gebrauche es gut! Bleibe brav und fleißig, auf daß du es einmal, wenn Gott es will, dessen Arm dich gestern bei dem Hauseinsturze so wunderbar beschützt hat, in deinem Handwerke zu einem tüchtigen Gesellen, später vielleicht zu einem geschickten Meister bringst! Versprichst du mir das?"

Der Knabe küßte in überströmendem Gefühle der Freude und Dankbarkeit die segenspendende Hand des edlen, gütigen Bayernfürsten und mit thränenerstickter Stimme flüsterte er: „Ja, ich verspreche es!“

* * *

Eben stand man im Brachmonate des Jahres 1826, als sich ein großer, glänzender Zug von Leidtragenden aus allen Ständen, Bürgern, Beamten, Künstlern und Gelehrten — diese letzteren waren am zahlreichsten und in ihren berühmtesten Zierden vertreten — dem Friedhofe zu bewegte.

Der Leichenwagen war mit Kränzen, fast alle aus Rosen gewunden, geradezu überdeckt, auf einem schwarzen Samtkissen lag unter anderen Orden das Kreuz des Verdienstordens der bayerischen Krone.

Die sämtlichen Professoren der königlichen Akademie der Wissenschaften mit ihrem Präsidenten an der Spitze, gaben dem Entschlafenen, der selber Mitglied dieses gelehrten Körpers und eine ihrer ersten Zierden gewesen war, das letzte Geleite.

„Bald,“ sprach einer der Redner vor der nach Tausenden zählenden Trauerversammlung, „wird die irdische Hülle dieses teuren, mit dem Ruhme Bayerns enge verbundenen Mannes in Nacht gebettet sein: aber wie er einst als armer Glaserlehrling aus finsterer Gruft, in welcher ihn stürzende Balken und Mauern auf immer zu begraben

drohten, wieder ans Licht gebracht wurde, wie er selber im Reiche der Wissenschaft gar manches aus der Nacht zum Lichte geführt, durch seine Fernrohre die Welt der glänzenden Sterne uns genähert hat, — so wird auch jetzt sein Geist aus dieser irdischen Nacht zum himmlischen Licht gelangt sein. Joseph von Fraunhofer, großer Sohn unseres Bayernlandes, ruhe sanft!“

VIII.

Die weiße Frau.

(Nach einer Sage.)

„Als Student," erzählte uns der alte Herr auf wiederholtes und dringendes Bitten, „zog ich während der großen Ferien gar viel in unserem schönen Bayernlande umher. Besonders das Mainthal, in dessen Nähe ja meine Wiege stand, streifte ich auf und ab und die freundlichen Dörfer daselbst wußte ich alle beim Namen zu nennen, auch so manche Herberge war mir gar wohl bekannt. Noch schnitten keine Eisenstränge durch Wald und Feld, und das Pfeifen und Pusten der Lokomotive war damals noch unerhört.

Eines Tages war ich von Bayreuth aus, in dessen Schlosse der Kaiser Napoleon erst vor kurzem genächtigt hatte, in aller Frühe, 's war ein wolkenloser Herbstmorgen, thalabwärts marschiert. Nach langer Wanderung kam ich zu einem statt-

lichen Gotteshause, das, seitab vom Wege liegend, mit seinem weißen Gemäuer und den schlanken Türmen hoch in den blauen Himmel hineinzuragen schien.

Es war die schöne Kirche von Himmelskron; ich hatte sie schon früher einmal besucht, doch das war schon ziemlich lange her und seitdem hatte ich, was Geschichtskenntnisse und Kunstgeschmack anbelangt, gar manches gelernt, mein Interesse an kirchlichen Gebäuden war, abgesehen von dem religiösen Bedürfnisse ihres Besuches, nicht unerheblich gesteigert worden.

Bald hatte ich den imposanten Bau erreicht und, an der mächtigen, aus schwerem Eichenholze geschnitzten Thüre angelangt, umklammerte ich etwas bedenklich den schön geformten eisernen Hebel der Klinke, da ich fürchtete, die Kirche geschlossen zu finden.

Doch diese Furcht war unbegründet und nach starkem Drucke öffnete sich der eine Thürflügel und ging knarrend nach innen auf.

Der große Raum der Kirche mit seinen Säulen, Altären, Statuen und Grabsteinen, die meist aufrecht in die Wand eingesenkt waren, lag einsam und verlassen vor mir, kein Mensch befand sich in demselben.

Eine Schwalbe schwirrte hoch über mir an den lichten Bogenfenstern vorüber, bald nach vorwärts, bald zurück, sie suchte wohl nach einem Auswege ins Freie.

An mehreren Kirchenstühlen waren rote und blaue Fahnen mit eisernen Klammern befestigt, vorn am Altare brannte das ewige Licht, durch das rote Glas leuchtete sein purpurroter Schein mit flackernder Beweglichkeit zu mir herüber.

Den verschiedenen Seitenaltären entlang wandelnd, blieb ich auf einmal sinnend vor einem Grabdenkmale stehen. Dasselbe bestand aus einer mehr als manneshohen, rechteckigen Marmorplatte und zeigte in seiner Mitte eine lebensgroße Figur in langem, talarartigem Kleide. Um das Haupt war ein Rosenkranz geschlungen, bis zu den Schultern herab wallte das Haar. Die Züge der Umschrift waren schon ziemlich verwittert, dennoch aber glaubte ich einiges lesen zu können: Do man zalt . . . nach . . . gepurt . . . frawe Agnes . . .

Während ich mich redlich bemühte, die Lücken so gut es anging zu ergänzen, vernahm ich plötzlich hinter mir ein seltsames Geräusch, wie das Schlurfen müder Füße. Etwas erschreckt wandte ich mich um und erblickte einen eisgrauen, von hohem Alter gebückten Mann, in einen dunklen Mantel gehüllt und die beiden, stark gefurchten und mit Adern durchzogenen Hände auf einen kräftigen Stab gestützt.

Die ernsten aber milden Augen seines schmalen, mit tiefen Falten versehenen Gesichtes ruhten forschend auf mir, ein eigentümliches, mehr der Furcht als bloßer Überraschung entspringendes Gefühl überlief meinen Körper, mir war's, als

ob ich fliehen sollte, aber vergebens suchten die Füße sich zu regen, wie Blei lag es in ihnen.

„Ihr möchtet wohl gern diese Inschrift lesen, junger Herr," fragte der Greis mit freundlicher Stimme und sofort verschwand meine Beklommenheit und stillschweigend nickte ich mit dem Kopfe.

„Die Inschrift allein aber wird Eueren Wissensdurst nicht stillen, der Stein muß erst durch mich eine Zunge bekommen!"

Seltsam leuchteten die Augen des geheimnisvollen Fremden unter den weißbuschigen Augenbrauen hervor, durch einen Wink seiner dürren Hand lud er mich zum Platznehmen in einem der nächstliegenden Kirchenstühle ein und ohne den leisesten Versuch einer Ablehnung folgte ich dem Willen des Greises.

„Im dreizehnten Jahrhundert," begann derselbe, sich dicht neben mich niederlassend, „lebte auf der Plassenburg, zwei Stunden von diesem Kloster hier entfernt, ein reicher und mächtiger Graf, Otto von Orlamünde geheißen. Derselbe hatte zu seiner Gemahlin ein schönes, aber auch sehr stolzes Weib, mit Namen Agnes, und zwei überaus liebe Kinder, noch klein und unmündig; aber der Vater liebte sie mit großer Zärtlichkeit.

Plötzlich verstarb er auf der Jagd des Todes und er konnte nicht einmal mehr Abschied nehmen von seinen Lieben, so schnell ereilte ihn der Arm des bösen Verhängnisses.

Unermeßlich war der Jammer der Gräfin

Agnes, als man ihren Gemahl, der sie und die Kinder vor kaum einer Stunde heiter und fröhlich verlassen hatte, auf einer rasch hergestellten Tragbahre die steinerne Treppe zum inneren Burghofe emportrug. Heiße Thränen weinte sie auf die bereits erkalteten Hände des Verblichenen, den Kinderchen aber sagte man, ihr Vater hätte eine große Reise gemacht und übers Jahr erst würde er wieder zu ihnen zurückkehren und schöne Spielsachen mitbringen und glitzernde Perlen und Edelsteine.

Nun lebte auf der Burg unter anderen Gefolgsleuten ein Dienstmann, der sich Hayder von Hagen nannte, ein gewandter und in allen Künsten erfahrener Geselle, aber grundschlechten Charakters. Derselbe hätte gern die Gräfin Agnes zu seinem Weibe erkoren, nicht aus reiner Liebe, sondern weil er sich so auf bequeme Weise in den Besitz der Burg und sonstigen großen Reichtümer zu setzen hoffte.

Als daher ein Jahr nach dem Tode des Grafen von Orlamünde verflossen war, machte er Agnes einen bezüglichen Antrag und als derselbe, wie vorauszusehen, von der Gräfin mit gebührender Entrüstung zurückgewiesen wurde, da faßte Hayder teuflischen Haß gegen die Burgherrin und ihre armen Kinder und schwur bei den höllischen Geistern entsetzliche Rache.

Lange wußte er unter der Maske der Heuchelei und demütigen Unterwürfigkeit seine schwarzen

Pläne zu verbergen, als aber wieder ein Jahr vorüber war, da wollte es das Schicksal, daß der Elende eine günstige Gelegenheit dazu erfand.

In der Reichsstadt Nürnberg wurde nämlich ein prächtiges Turnier abgehalten und die Gräfin von Orlamünde von dem Burggrafen Friedrich von Hohenzollern, der mit dem Hause Orlamünde seit langer Zeit befreundet war, auf das herzlichste zu einem Besuche eingeladen.

Agnes, welche auf der Plassenburg zwei Jahre in fast völliger Vereinsamung verbracht hatte, ergriff nicht ungern die dargebotene Gelegenheit, sich etwas zu zerstreuen und die seit dem Hingange ihres Gemahles fast immer traurige Stimmung des Herzens durch heitere Bilder zu verdrängen.

Nun hatte der Burggraf einen Sohn Albrecht, der von außerordentlicher Schönheit und dabei das Muster eines tapferen und in jeder Beziehung tüchtigen Ritters war.

Zu demselben faßte Agnes bei ihrem Aufenthalte in der üppigen Reichsstadt eine tiefe Neigung, und auch Albrecht erwiderte dieselbe in herzlicher Weise.

Hayder, der im Gefolge der Gräfin mit nach Nürnberg gekommen war und diese gegenseitigen Beziehungen bald entdeckt hatte, baute darauf einen geradezu teuflischen Plan.

Er wußte eines Tages den jungen Grafen Albrecht allein zu treffen und alsbald leitete er

das Gespräch auf seine schöne und tugendhafte Herrin Agnes, wie sie einsam und verlassen ihr junges, blühendes Leben auf der Plassenburg vertrauern müsse, und im Verlaufe des Gespräches ließ er geschickt die Äußerung einfließen, daß die Gräfin es wohl leiden möchte, wenn ihr Albrecht die Hand zum Ehebunde reichen würde.

„Das wäre nicht gerade undenkbar," bemerkte der Jüngling leicht errötend, „aber ich bin noch zu jung und vier Augen stehen einem solchen Plane entgegen!"

Damit meinte Albrecht seine Eltern, an denen er mit außerordentlicher Liebe hing und die, weil ihr Sohn noch sehr jung war, er stand nämlich erst im achtzehnten Lebensjahre, wohl niemals in eine so baldige Verehelichung willigen würden.

Diese Rede aber, so arglos sie gethan wurde, prägte sich der schändliche Hayder fest ins Gedächtnis; der Doppelsinn jener Worte konnte nach Umständen eine gute Verwendung finden!

Als seine Herrin nach mehrwöchentlichem Aufenthalte bei der burggräflichen Familie nach Hause zurückgekehrt war, konnte man an ihr unschwer eine große Veränderung in der Gemütsstimmung entdecken. Meistens war sie fröhlich und heiterer Dinge, dann aber verfiel sie plötzlich in eine unsäglich traurige Stimmung und in einem solchen Falle konnte ihr nichts Erheiterung bringen, nicht einmal ihre Kinder, die sie früher so sehr geliebt hatte und noch immer liebte.

Hayder aber stand mit dem Bösen im Bunde und von dem verschaffte er sich einen giftigen Zaubertrank, den er eines Tages unbemerkt in den Tischwein der Gräfin zu mischen wußte. Von dieser Stunde an war die unglückliche Agnes wie umgewandelt. Ihr Herz wurde von bösen Begierden Tag und Nacht erfüllt und Hayder von Hagen, der ihr früher gleich dem Tode verhaßt gewesen, wurde nun ihr vertrauter Freund und Ratgeber.

„Wohl," sagte er einmal mit jener List, durch welche die Schlange einstmals die Stammeltern des Menschengeschlechts dem Tode überantwortete, „wohl wüßte ich einen Mann, der Euch, gnädigste Herrin, mit inniger Liebe zugethan ist, doch — vier Augen, so sagte er selber zu mir, stehen seinem Vorhaben, Euch als Herrin auf die Hohenzollernburg zu führen, entgegen!"

Wie Funken in eine Streu fielen diese Worte in das bethörte und verführte Herz der Herrin von Plassenburg und diese Frau, welche früher ihre Kinder wie sich selber geliebt hatte, begann nun allmählich unnatürlichen Haß gegen dieselben zu fassen, da, wie die Unselige wähnte, nur sie das von Albrecht angedeutete Hindernis ihrer Ehe bildeten.

So wußte der Schändliche sein Opfer immer mehr auf die Bahn des Verbrechens zu treiben und eines Abends führte er mit stillschweigender Einwilligung der Gräfin die unschuldigen Kinder

in den Wald hinaus, um sie, wie er sagte, eine schöne, herrliche Burg schauen zu lassen, die jenseits desselben gelegen wäre. In Wirklichkeit aber führte der Unmensch die armen Kleinen nicht mehr aus dem Walde heraus, sondern schlug sie tot.

Vergebens baten die unglücklichen Kinder den Mörder, ihres jungen Lebens zu schonen; das Mädchen versprach ihm seine neue und schöngekleidete Puppe und der Knabe beteuerte, dereinst die ganze Plassenburg herzuschenken, wenn er sich ihrer erbarmen würde! Aber alles Bitten und Flehen war vergebens.

Als Agnes von der grausigen That erfuhr, da erzitterte sie zwar am ganzen Leibe, aber schon zu sehr hatte sie der Böse umgarnt, als daß sie zur vollen Erkenntnis des ungeheuren Frevels gekommen wäre, der höllische Zaubertrank that eben seine Wirkung.

Nachdem aber die Gräfin bald darauf mit jenem Albrecht eine Zusammenkunft hatte und ihm die Erklärung abgab, daß einer Vermählung nun nichts mehr im Wege stände, da die vier Augen ihrer Kinder sich auf ewig geschlossen hätten, so prallte der junge Graf vor Entsetzen über diese Enthüllung zurück, als ob er auf glühendes Eisen getreten wäre und mit tiefster, aus Haß und Abscheu gemischter Entrüstung erklärte er dem verbrecherischen Weibe, daß er unter jenen vier Augen die seiner Eltern gemeint habe; nichts mehr wolle

er jetzt von ihr, der Unholdin, wissen und nimmer solle sie es wagen, vor seine Blicke zu treten!

Auf diese Worte hin stand das Weib eine Weile wie vom Donner gerührt, dann aber brach sie auf einmal in ein unheimliches, gellendes Gelächter aus und, wie von Furien gepeitscht, eilte sie von dannen.

Wenige Tage darauf fand man die Gräfin von Orlamünde am Eingange der Kirche von Himmelskron entseelt am Boden liegen. Ihre Füße waren durch und durch von Nadeln zerstochen, denn sie hatte den zwei Stunden langen Weg von der Plassenburg bis hierher in Schuhen zurückgelegt, die inwendig mit vielen hundert spitzigen Nadeln besetzt waren. Bis zur Kirche vermochte sich die Büßerin in dieser gräßlichen Fußbekleidung zu schleppen; als sie aber die Thür noch mit dem Aufgebot ihrer letzten Kräfte geöffnet hatte und des Hochaltares, vor dem die ewige Lampe brannte, ansichtig wurde, da wich im selben Augenblicke der Fluch der Hölle von ihr und mit dem Rufe: „Erbarmen, o Gott, Erbarmen!“ stürzte sie tot zusammen.

Jetzt hatte der schurkische Hayder von Hagen seinen Rachedurst gekühlt und da mit Agnes und ihren beiden Kindern der Stamm derer von Orlamünde erloschen war, so gelang es ihm auch alsbald, um eine verhältnismäßig geringe Kaufssumme die Plassenburg zu erwerben.

Bald sollten daselbst die sonst so stillen und

friedlichen Räume von rohen Gesängen und gottes-
lästerlichen Flüchen wiederhallen und wilde Gelage,
die der neue Burgherr mit seinen Freunden, meist
Raubrittern und sonstigen üblen Gesellen, oft bis
zum frühen Morgen hielt, waren daselbst an der
Tagesordnung.

In einer Nacht, während draußen ein wilder Sturm heulte und der Regen heftig an die Fenster peitschte, daß sie zitterten und klirrten, saß Hayder von Hagen mit seinen Genossen lustig und guter Dinge beim Gelage, als plötzlich ein dumpfer Schlag gegen die Thür erfolgte, wie wenn ein schwerer Stein wäre dagegen geschleudert worden.

Einen Moment war der Burgherr und seine Gäste, obwohl sie schon ziemlich bezecht waren, ganz betroffen und fragend schaute einer den an-
deren an.

Schnell aber gewannen sie wieder ihre Fassung und Hayder rief spottend: „Will jemand zu mir? Herein!“

Aber nichts regte sich, nur den Sturm hörte man wie vorher an den Mauern der Burg vorüberbrausen.

Da erhob sich der Herr derselben, wie um den Gästen ein besonderes Beispiel seiner Unerschrocken-
heit zu geben, schritt auf die Thür zu, öffnete sie und ging auf den gewölbten Gang hinaus.

Ein Öllämpchen flackerte mit unruhigen Be-
wegungen in einer Nische und warf seinen schwa-
chen Schimmer dem Spähenden entgegen: aber nichts war zu sehen.

Hayder kehrte wieder in das vom Dufte der Speisen und dem Dunste der vielen Wachskerzen erfüllte Gemach zurück und ging höhnisch lächelnd auf seinen hochlehnigen Stuhl zu.

Da aber, beim barmherzigen Gott, stockte ihm das Blut in den Adern! Eine todblasse Frau, ganz in Weiß wie in ein Sterbekleid gehüllt, saß regungslos, mit im Schoße ruhenden Händen auf dem Platze des Burgherrn und mit hohlen Blicken starrte sie den Eintretenden an.

Der kurz vorher so mutige Hayder zitterte bei dieser schrecklichen Erscheinung so heftig, daß er sich an dem Arme eines zunächst sitzenden Zechers festhalten mußte, er wäre sonst zu Boden gefallen.

„Barmherzigkeit," stöhnte er, „Barmherzigkeit!"

Die Gäste, welchen diese schreckliche Erscheinung verborgen blieb, konnten sich das Gebahren ihres sonst so fröhlichen Wirtes durchaus nicht erklären und, in der Meinung, es sei dasselbe die Folge des zu starken Weingenusses, begannen sie, laut zu lachen und zu spotten.

Hayder aber wurde dadurch in eine schreckliche Wut versetzt und mit blutleeren Lippen zischte er: „Schweigt, Elende, schaut hin, ihr Memmen, schaut hin!"

Im selben Augenblicke aber war die Erscheinung gleich einem Dunstgewölke verschwunden.

Am anderen Morgen stellte sich bei dem Be-

sitzer der Plassenburg ein heftiges Fieber ein und wochenlang schwebte der Kranke zwischen Leben und Tod.

Doch er genas wieder, aber nur mehr auf kurze Zeit.

Wenige Monate nach jenem Vorfalle, gerade an jenem Tage, an welchem er einst die unschuldigen Kinder des Grafen von Orlamünde erwürgt hatte, saß wieder die weiße Frau, als Hayder von Hagen um Mitternacht zu Bette gehen wollte, am Rande desselben und wieder heftete sie wie damals ihre starren Blicke auf den Eintretenden.

Was weiter geschah, ist nicht bekannt geworden, des anderen Morgens fand man den Burgherrn tot und mit schrecklich verzerrten Gesichtszügen vor der noch unberührten Lagerstätte.

Auch dem schönen Albrecht von Hohenzollern soll die weiße Frau erschienen sein, kurz vor seinem Tode, doch nicht zürnend, sondern sanften Blickes und mit der Rechten nach oben weisend, als ob sie ihn mahnen wollte, auf ein seliges Ende bedacht zu sein.

Dies, junger Herr, ist die Geschichte von der ‚weißen Frau', — lebt wohl!"

Als ich mich bei dem Greise für seine interessante, wenn auch etwas unheimliche Erzählung bedanken wollte und neben mich auf den Platz hinsah, wo er saß, war derselbe leer, der Alte selber spurlos verschwunden.

Von ernsten Gedanken ergriffen, erhob ich

mich, durchschritt ziemlich rasch den weiten Raum der Kirche von Himmelskron und durch die geöffnete Thür ging oder besser gesagt eilte ich ins Freie hinaus.

Die Sonne war schon im Untergehen, rotgolden schien ihr Licht durch die zarten Wolken, die in langgezogenen Streifen den Horizont umsäumten.

Nach kurzer Wanderung befand ich mich in der Herberge eines freundlichen Dorfes, meine Freude aber, wieder unter Menschen zu sein, war fast eben so groß als das Vergnügen, durch Speise und Trank mich leiblich erquicken zu können.

Nun, meine jungen Herren, habe ich Ihnen das gewünschte Erlebnis aus meiner Studentenzeit erzählt; es ist schon spät und — für mich wenigstens — Zeit zum Schlafengehen! Gute Nacht!“

Der alte Herr erhob sich und schickte sich zum Fortgehen an. Wir aber erwiderten auf das herzlichste seinen Wunsch und, — ihm allseitig die Hände reichend, bedankten wir uns lebhaft für die so fesselnde und anmutig vorgetragene Geschichte.

IX.

Auf der steinernen Brücke zu Regensburg.

In der schönen fränkischen Schweiz mit ihren dunkelgrünen Wäldern und frisch sprudelnden Gewässern, in denen sich muntere Forellen tummeln, lebte vor Zeiten im Thale der Wiesent ein Taglöhner, der zwar grundehrlich, aber dabei — wie oft ist das im Leben der Fall! — so blutarm war, daß er oftmals kaum sich selber, geschweige denn seiner zahlreichen, aus neun Köpfen bestehenden Familie ein Stücklein Brot verschaffen konnte. Diese elende, kummervolle Lage zerschnitt dem braven Leopold, so hieß nämlich der Mann, das Herz und verbitterte ihm das Leben.

Wie gern hätte er doch vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinein gearbeitet und wäre zufrieden gewesen, wenn er sich dabei nur einige Groschen verdient hätte! Aber darin bestand eben das Unglück des armen Mannes, daß er eine solche

Arbeit, durch die er sich etwas zu verdienen vermochte, nirgends bekommen konnte, denn weit und breit in der ganzen Gegend wohnten lauter arme Leute, die sich alle Lebensbedürfnisse, deren sie ohnedies nur wenige hatten, mit ihrer eigenen Hände Arbeit verschafften und dazu keine fremde Mitwirkung nötig hatten.

Wie verschieden ist's doch im Leben eingerichtet! Tausende und aber Tausende von Menschen giebt es, die, wie es im Volksmunde so treffend heißt, unserem lieben Herrgott den Tag abstehlen und der Arbeit aus dem Wege laufen, als ob die leibhaftige Pestilentia dahergeschritten käme! Dabei können sie aber, denn ihre Mittel erlauben ihnen das, recht sorglos in den Tag hineinleben, während andere, denen die Arbeit mehr Erholung als Anstrengung zu sein dünkt, trotz alles Suchens eine solche nicht finden können und das halbe, ja oft das ganze Leben lang in Not und Kummer verbringen müssen.

So war's wenigstens zu den Zeiten, in welchen der arme Leopold lebte; heutzutage ist's wohl in den meisten Fällen anders, und wer den ehrlichen und festen Willen zur Arbeit hat und sich sein Brot auf redliche Weise verdienen mag, ohne den verführerischen Reden sogenannter Volksbeglücker zu lauschen, die goldne Berge versprechen, aber damit nichts anderes erreichen, als daß sie den Geist der Unzufriedenheit, der Erbitterung über die herrschenden Zustände erwecken und nähren,

— ein solcher Mann kann sich immerhin leidlich durchs Leben schlagen und sein tägliches Brot verdienen; und was braucht es im Grunde wohl mehr?

Wahres Glück oder, was eigentlich dasselbe ist, innere Zufriedenheit verträgt sich selten inmitten von Austern, Trüffelpasteten und schäumenden Champagnergläsern, wahres Glück steigt selten die marmornen Treppen der Paläste hinan, um in deren goldschimmernden Prunkgemächern Quartier zu nehmen, sondern weit eher klopft es an die niedere Thüre, welche in die Stube einer braven, christlichfrommen Familie führt und setzt sich mit derselben zu Tische, als daß es der Tafel eines Reichen naht, der mit aufgedunsenem Gesichte besorgt ist, seinem verwöhnten Magen die ausgesuchtesten Delikatessen zuzuführen.

Doch um wieder auf unseren Leopold zu kommen: dieser arme Taglöhner befand sich wirklich in einer ganz erbärmlichen Lage und alltäglich, wenn er und sein braves Weib Resi mit den Kindern beim „Mittagsessen“, das meistens nur aus heißem, mit einigen Brotschnitten und Fettaugen versehenen Wasser bestand, das Vaterunser beteten und dabei die Bitte um das tägliche Brot sprachen, entrang sich der bekümmerten Brust ein schwerer Seufzer und heimliche Thränen stahlen sich in die Augen.

Eines Abends, als sich die ganze Familie mit hungerndem Magen auf das ärmliche Strohlager

zur Ruhe begeben, hatte der Vater, der erst gegen Morgen die kummervollen Augen schloß, einen gar seltsamen Traum.

Er sah sich auf einmal in einer lieblichen, doch ihm völlig unbekannten Gegend, ein mächtiger Strom mit blaugrünen Fluten rauschte zu seinen Füßen; da trat von ungefähr ein ehrwürdiger, in ein langes, dunkles Gewand gehüllter Greis auf ihn zu und sprach in mitleidsvollem, freundlichen Tone: „Du blickst so traurig, lieber Freund! Was hast du für ein Leid, vertraue es mir an!“

„Ach,“ entgegnete Leopold, der für den alten, teilnahmsvollen Mann sofort großes Zutrauen faßte, „warum sollte unsereiner, lieber Herr, nicht traurig sein? Mein und meiner armen Familie Elend ist so groß, daß ich's nimmer ertragen kann!“

Und nun schilderte der Taglöhner in treuherzigster Weise seine jammervolle Lage und schüttete dem freundlichen, mitleidsvollen Greise sozusagen sein ganzes Herz aus.

„Da kann man ja helfen,“ sprach der Unbekannte, als Leopold seine traurige Schilderung beendigt hatte, „leicht kann man da helfen! Begieb dich schleunig nach dem alten Regensburg, gehe dort auf die steinerne Brücke und warte auf derselben solange, bis dir das Glück begegnet!“

Mit diesen Worten streckte der Greis dem

Taglöhner mit freundlichem Lächeln die Hand entgegen, wie um Abschied zu nehmen, — da erwachte Leopold aus seinem schönen Traume und sah sich wieder in die traurige, trostlose Wirklichkeit versetzt.

Rasch aber warf er sich in seine alten, abgetragenen Kleider, eilte dann aus der dunklen, feuchten Kammer und erzählte nun sogleich seinem Weibe den merkwürdigen Traum.

Diese aber lachte trotz ihres Kummers dem Manne hellauf ins Gesicht. „Geh' mir doch mit solcher Narretei," rief sie endlich, „das gerade fehlte noch, daß wir solchen Hirngespinsten nachjagten! Du und nach Regensburg reisen! Wo liegt denn eigentlich dieses Regensburg? An der Donau sagst du? Woher das Geld zu dieser Reise nehmen? Denn auf einem Zaubermantel wirst du doch nicht durch die Luft dahingetragen werden!"

Unmutig zog Resi die wurmstichige Schublade heraus und verteilte ein Stück hartes Brot, das sie gestern von einer mitleidigen, armen Frau, die selber oft ihren Hunger kaum stillen konnte, erhalten hatte, an die Kinder, die mit gierigen Blicken sich um die Mutter herumdrängten und sehnsüchtig des Augenblickes harrten, wo sie den kleinen Imbiß ihrem hungernden Magen zuführen konnten.

Leopold aber wollte trotz der verächtlichen Deutung, welche die Mitteilung seines Traumes

bei Resi gefunden hatte, die Hoffnung auf eine mögliche Erfüllung desselben nicht sinken lassen. Den ganzen Tag über kam ihm derselbe nicht aus dem Sinne und als die Sterne wieder heraufzogen und er nach langem, kummervollen Wachen einschlief, da erschien ihm wieder jener ehrwürdige Greis und forderte ihn geradezu auf, nach Regensburg zu wandern und auf der dortigen steinernen Brücke das „Glück“ zu erwarten.

Da wollte Leopold nicht länger mehr der dringenden Mahnung sein Ohr verschließen, sondern er begab sich, ohne mehr weiter auf die zornige Einsprache seines Weibes zu achten, auf die Reise nach der Reichsstadt Regensburg.

Drei volle Tage lang zog er in südlicher Richtung fort, dem Donauthale entgegen. Mit Beeren, die er in den vielen, von ihm durchquerten Wäldern in großer Menge antraf, stillte er seinen Hunger, den Durst aber löschte unser Wanderer an der nächsten, besten Quelle, die unter irgend einem moosübersponnenen Felsen hervorsprudelte. Des Nachts aber suchte er im Walde irgend eine Höhle oder sonst einen gedeckten Platz auf und stärkte die ermüdeten Glieder durch einen erquickenden Schlummer. Endlich am Morgen des vierten Tages hatte er die Freude, die herrliche Stadt Regensburg mit ihren vielen Türmen und Kirchen vor sich zu sehen.

Kaum befand er sich innerhalb der Mauern,

so suchte er alsbald die steinerne Brücke auf, wie es ihm der Greis im Traume gesagt hatte; Dank der freundlichen Auskunft, die er auf Befragen nach der Richtung des Weges von jedermann erhielt, hatte er alsbald sein Ziel erreicht.

In der Nähe des Schnellers[1]) machte der Wanderer Halt und harrte nun daselbst mit vor Aufregung und Ungeduld pochendem Herzen der Begegnung des „Glückes“. Hunderte von Menschen, Wagen und Fuhrwerken aller Art gingen und zogen an dem armen Manne vorüber, doch Stunde um Stunde verrann, die Sonne stieg immer höher, erreichte die Mitte des Tages, sank dann wieder allmählich tiefer und tiefer, endlich neigte sie sich im Westen dem Niedergange zu und der Himmel nahm eine rotgoldne Färbung an, — doch von dem ersehnten Glücke ließ sich auch nicht die leiseste Spur entdecken.

Der Taglöhner verlor all seinen Mut, schließlich verfiel er in eine solche Schwermut und verzweiflungsvolle Stimmung, daß er bereits daran dachte, durch einen raschen Sprung in die Tiefe des unter ihm rauschenden Stromes all seinem Leid mit einem Male ein Ende zu machen; aber dann gedachte er wieder seiner armen, verlassenen

---

[1]) So hieß eine Art von Schlagbaum, der in früheren Zeiten ungefähr inmitten der steinernen Brücke zu Regensburg angebracht war und die gegenseitige Grenze zwischen der Reichsstadt und dem bayerischen Stadtamhof bildete.

Familie daheim und die hellen Thränen rollten ihm die Wangen herab.

Während er so, erschöpft und gebrochen, mit halbgeschlossenen Augen an einen Brüstungsstein sich lehnte, fühlte er sich auf einmal sanft an der einen Schulter berührt; leise zusammenschreckend blickte Leopold empor und sah einen vornehm gekleideten Mann mit gutmütigen, treuherzigen Gesichtszügen vor sich stehen.

„Guter Freund," sprach der Unbekannte, „zum vierten Male führt mich heute der Zufall über die Brücke und so oft ich darübergehe, jedesmal seh' ich dich hier auf dieser Stelle stehen; auf wen warteſt du denn eigentlich?"

„Auf das Glück!" erwiderte der Gefragte tonlos.

„Auf das Glück?" wiederholte der Fremde, überrascht von der seltsamen Antwort und den Mann, an welchen er jene Frage gerichtet hatte, mit dem Ausdruck einer gewissen Besorgnis über dessen geistige Gesundheit ins Auge fassend.

„Ja, das Glück," erwiderte der arme Familienvater aus der fränkischen Schweiz, mit einer gewissen Zuversichtlichkeit, und nun erzählte er dem teilnahmsvollen Unbekannten den Traum, welchen er vor einigen Tagen geträumt hatte; wozu denn sollte er ihn verheimlichen?

Als er seinen Bericht beendigt hatte, sah der Unbekannte eine Zeit lang sinnend zu Boden; dann, sich mit der Hand den Bart am Kinne

niederstreichend, sprach er mit gutmütigem Lächeln: „Ei, lieber Mann, der Traum ist ja recht schön und interessant, aber bedenke dabei ja, daß es eben nur ein Traum ist und ein solcher für alle Zeiten bleiben wird! Glaub' mir, ich spreche aus Erfahrung! Vor einem Jahr ungefähr, gerade ist mir's, als wär' erst eine Woche darüber vergangen, hatt' ich einen ähnlichen, ganz ähnlichen Traum. Wie dir begegnete mir ein alter, ehrwürdig aussehender Mann und sprach feierlichen Tones: ‚In einsamem Thale steht eine Kapelle mit drei Rundfenstern, davor ein Opferstock, aus rötlichem Sandstein gehauen; daneben ragt ein alter, wilder Birnbaum hoch in die Lüfte; in Manneshöhe ist in seine Rinde eine Tafel eingeschlagen, ein Schifflein, worin sich neun Kinderchen befinden, kämpft mit Sturm und Wellen, drüber aber wacht das Auge Gottes und unten in der Ecke links steht: ex voto 1600. Grabe bei diesem Birnbaume, dicht an der Stelle, wo sich sein Stamm in die Erde senkt, fleißig nach, das Glück wird dir auf einmal entgegenstrahlen!' Sieh', lieber Freund, dies alles sagte jener Mann zu mir im Traume, noch erinnere ich mich eines jeden seiner Worte so genau, als ob's erst gestern gewesen wäre; aber 's war eben nur ein Traum, der sein Spiel mit mir getrieben hat! Was nützt mir die noch so genaue Beschreibung eines Ortes, wenn ich nicht seinen Namen, den er führt, das Land, wo er liegt, ja nicht einmal den Erdteil, wo er allenfalls

zu suchen wäre, nennen kann? Darum, guter Mann, rate ich dir: kehre ruhig an deinen Herd zurück und laß dich nicht weiter von solchem Traume äffen!“

Bevor der also Ermahnte ein Wort erwidern konnte, war der Unbekannte auf einmal spurlos verschwunden. Leopold aber verweilte nicht lange mehr auf der steinernen Brücke zu Regensburg; wie von leichten Fittichen getragen, eilte er plötzlich hinweg.

Denn die ganze Schilderung des Ortes, der Gegend, die ihm soeben jener Unbekannte entworfen hatte, war ja seine Gegend, seine Heimat, jene Kapelle mit den drei Rundfenstern, dem Opferstock, dem wilden Birnbaum, der gemalten Votivtafel, — das alles war von seiner Hütte kaum ein paar hundert Schritte entfernt!

Drei Tage nach jenem Begebnis auf der steinernen Brücke zu Regensburg befand sich der arme Taglöhner wieder in seiner Heimat; den weiten Weg hatte er mehr laufend als gehend zurückgelegt, die Hoffnung auf ein großes, unerwartetes Glück beflügelte im vollsten Sinne des Wortes des Wanderers Schritte.

Als derselbe endlich seine armselige Hütte wieder erreicht hatte, nahm er sich kaum die Zeit, um auf sein Weib und die halbverhungerten Kinder einen Blick zu werfen; in wilder Hast stürzte er sich auf eine in der Nähe liegende Hacke und eilte damit schnurstracks auf die Kapelle zu.

Bevor er aber das Aufpicken des Bodens begann, warf er einen Blick auf die Tafel, ob denn dieselbe wirklich die Jahreszahl 1600 enthalte; in der That, deutlich stand unten in der Ecke links: ex voto 1600!

Nunmehr aber begann Leopold zu arbeiten, wie er wohl noch nie im Leben trotz seiner schwieligen Hände gearbeitet hatte; nach links und rechts flogen die aufgehackten Erdschollen durch die Luft und nach kaum einer Viertelstunde stieß er mit der Haue bereits auf einen harten, dröhnenden Gegenstand; noch einige Minuten und der Erdgräber hatte eine große, eiserne, stark verrostete Kiste bloßgelegt, die allem Anscheine nach schon seit Jahrhunderten in dem dortigen Boden mochte vergraben liegen. Nach einiger Anstrengung sprengte Leopold, der vor Aufregung kaum mehr wußte, wo ihm die Sinne standen, den Deckel der Truhe und nun blitzte ihm Gold und Silber, Perlen und Edelsteine in solcher Menge und Größe entgegen, daß sein Auge davon wie geblendet ward.

Das erste, was der überglückliche Finder that, bestand darin, daß er auf die Kniee niederstürzte, und dem Himmel mit Thränen in den Augen für die unschreibliche Gnade dankte. Dann rief und winkte er mit den lebhaftesten Gebärden sein Weib Resi und seine Kinder herbei, die sich anfangs aus der Ferne das Gebahren des Vaters gar nicht erklären konnten

und vermeinten, derselbe habe etwa gar den Verstand verloren.

Als sie aber näher kamen, da hörten sie ihn triumphierend rufen: „Schaut her, schaut her, das Glück ist mir begegnet! Gott segne in alle Zeit die steinerne Brücke zu Regensburg!“

Nationale Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz in Regensburg.

Christoph von Schmid

(Verfasser der Ostereier),

gesammelte Schriften.

Vollständige Ausgabe

in 28 Bändchen mit je einem Titelbild.

Format 8°. Umfang 15 Druckbogen. Preis eines Bändchens broschiert 65 Pf., in Leinenband mit Goldprägung und Rotschnitt 80 Pf.

1. Heinrich von Eichenfels. Der Weihnachtsabend. Die Ostereier.
2. Der Kanarienvogel. Das Johanniskäferchen. Das Täubchen. Das Vergißmeinnicht. Die Kapelle bei Wolfsbühl. Die Krebse. Der Kuchen. Der Diamantring. (Früher unter dem Titel: Das Glück der guten Erziehung.) Das Marienbild (früher „Das verlorene Kind" benannt).
3. Ludwig, der kleine Auswanderer. Das Lämmchen. Das hölzerne Kreuz.
4. Gottfried, der junge Einsiedler. Das Vogelnestchen. Das stumme Kind. Die Waldkapelle. Die Wasserflut am Rheine.
5. Die Hopfenblüten. Das Rotkehlchen. Kupfermünzen und Goldstücke. (Früher unter der Aufschrift: „Die rcten Kreuzer".) Das alte Raubschloß. Das Margaretablümchen. Die Feuersbrunst.
6. Das Blumenkörbchen. Die zwei Brüder.
7. Rosa von Tannenburg.
8. Der Rosenstock. Die Kirschen. Die Melone. Die Nachtigall. Der Wasserkrug. Die roten und die weißen Rosen.
9. Ferdinand. Angelika. (Früher: „Die Fliege".)
10. Timotheus und Philemon. Das Kartäuserkloster.
11. Der gute Fridolin und der böse Dietrich.
12. Klara oder die Gefahren der Unschuld. Das beste Erbteil. Die Edelsteine.
13. Genovefa. Anselmo.
14. Eustachius.
15. Josaphat. Drei Parabeln Barlaams. Titus und seine Familie.
16. Kurze Erzählungen in vier Abteilungen.
17. Blüten, dem blühenden Alter gewidmet. (Lieder und Erzählungen in Versen enthaltend.) Die kleine Lautenspielerin, ein Schauspiel mit Gesang.
18. Die Erdbeeren. Der kleine Kaminfeger. Der Blumenkranz. Der Eierdieb. Emma oder die kindliche Liebe. Kleine Schauspiele für Familienkreise.
19. Adelheid von Thalheim. Mathilde und Wilhelmine. Der Brautring.
20. Pauline, die Stifterin einer Kleinkinderschule. Paul Arnold. Die Himbeere.
21. Die Blumenfreunde. Die Ährenleserin. Gottlieb Reinhold. Der alte Weidenbaum.
22. Waldomir. Wunderarzt. Florentin Walther. Der Druckfehler. Das beschädigte Gemälde.
23. Der Jahrmarkt. Ehrlichkeit geht über Geld und Gut. Idda, Gräfin von Toggenburg. Drei Schauspiele.
24. Lehrreiche Erzählungen.
25. Deutsche Frauen.
26. Blumen der Wüste. Geistliche Vergißmeinnicht.
27. u. 28. Apostel Deutschlands 1. u. 2.

Jedes Bändchen ist einzeln zu haben.

NATIONALE
VERLAGS-ANSTALT.
München - Regensburg.

Bögl

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Aus Bayerns Vergangenheit

Bd.: 3

1894

P.o.germ. 1417 wyd-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11672970-6